

# DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



## Therapie-Paradies Schweiz

Die Profiteure der Betreuungs-Industrie.

Von Philipp Gut und Lucien Scherrer

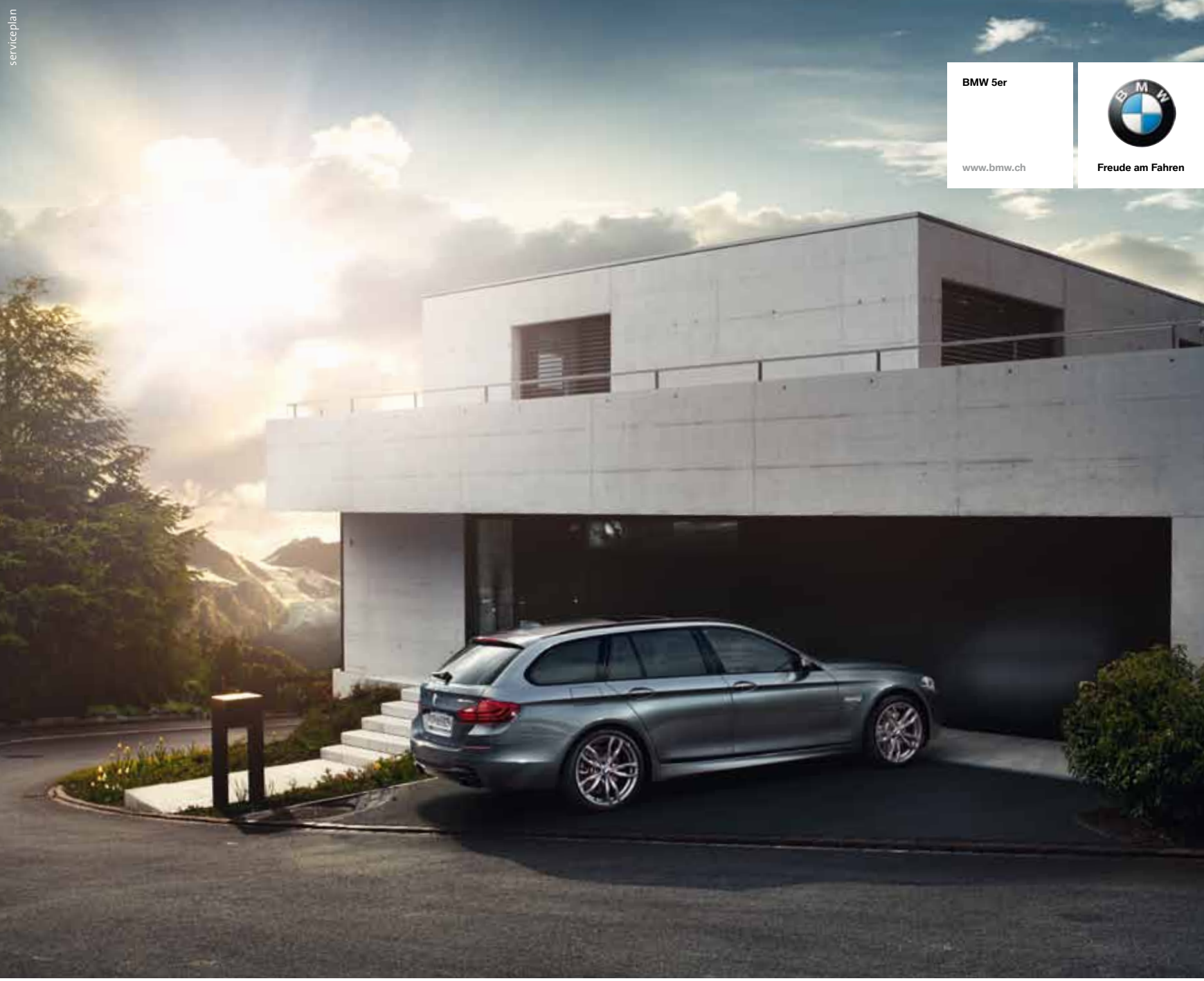
## Die Juden

Star-Historiker Simon Schama erzählt die unglaubliche Geschichte eines erstaunlichen Volkes. Von Urs Gehriger

## Die Irrtümer der Klimaforscher

Jetzt wird es offiziell: Die Erde erwärmt sich kaum. Von Markus Schär





BMW 5er

[www.bmw.ch](http://www.bmw.ch)



Freude am Fahren

# BESSER ANKOMMEN.

Präziser, vernetzender und visionärer: Mit dem neuen BMW 5er Touring mit BMW ConnectedDrive kommen Sie jetzt besser an denn je. Nicht nur am Ziel. Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem BMW Partner und unter [www.bmw.ch](http://www.bmw.ch)

**DER NEUE BMW 5er.**



Jetzt scannen und den neuen BMW 5er entdecken.

**BMW ConnectedDrive**  
Vernetzt, um frei zu sein.

## Intern

Wie viele Juden gibt es auf der Welt? Manche mag die Antwort verblüffen: 13,5 Millionen sind es, kaum 2 Promille der Weltbevölkerung. Umso faszinierender ist das Ausmass, in dem das kleine Volk Wissenschaft und Kultur befruchtet. Von Marx bis Freud, von Einstein bis Steven Spielberg und Woody Allen: Die Juden sind das Salz der Erde. Woher kommen sie? Warum wurden sie seit Urzeiten verdrängt, verfolgt und vernichtet? Was hält sie zusammen? Der britische Starhistoriker Simon Schama, 68, hat darüber letzte Woche sein neuestes Werk vorgelegt: Packend und anekdotenreich erzählt «The Story of the Jews» eine Tragödie ohne-



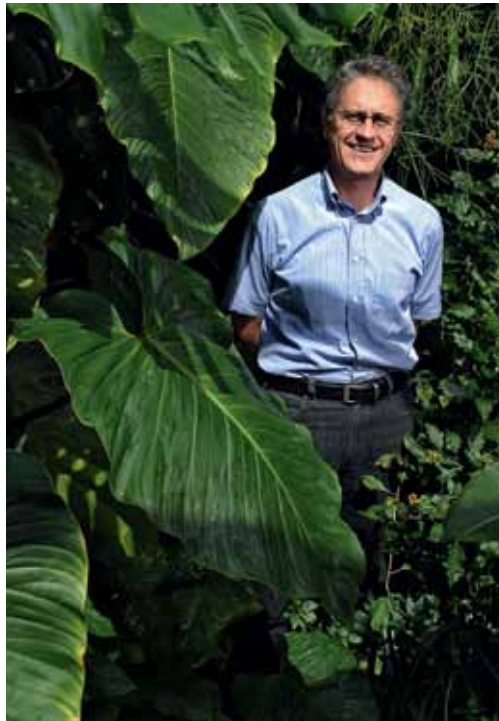
«Was uns zusammenhält»: Historiker Schama.

gleichen über Verfolgung und Zerstörung, eine Saga von kraftvoller Inspiration und Lebensfreude inmitten der Trauer. Urs Gehrig hat den Professor der Columbia University in London bei einer Lesung besucht. Vor tausend Zuschauern lief der Schamane unter den Geschichtenerzählern zu Hochform auf. Als die *Weltwoche* nach der Gala eine Schlüsselfrage über das Judentum stellte, war er so erschöpft, dass es ihm die Sprache verschlug. Er vertröstete auf sein nächstes Werk: Band 2 seiner Juden-Geschichte. **Seite 50**

Ein gewalttätiger Jugendlicher erhält vom Staat eine Sonderbehandlung für 29 000 Franken pro Monat: Der Fall «Carlos» lenkte den Blick auf den ausufernden Therapiestaat. Rund um das Justizwesen, aber auch in der Schule, ist eine regelrechte Behandlungsindustrie entstanden, die Millionenumsätze erzielt – zu Lasten der Steuer- und Prämienzahler. Einen genauen

Überblick hat allerdings niemand. Im Unterholz des Therapiedschungels haben die Behörden den Überblick über die Ausgaben längst verloren, wie die Recherche von Philipp Gut und Lucien Scherrer zeigt. **Seite 26**

Der Berner Professor Thomas Stocker ist derzeit der wichtigste Klimaforscher der Welt. Das grosse Interview, das die *Weltwoche* im



Unter Beobachtung: Klimaforscher Stocker.

April mit ihm führte, erregte deshalb international Aufsehen. Die deutschen Wissenschaftler Fritz Vahrenholt und Sebastian Lüning veröffentlichten eine kritisch kommentierte Fassung auf ihrer Website [www.kaltesonne.de](http://www.kaltesonne.de), und auf [www.notrickszone.com](http://www.notrickszone.com) findet sich eine englische Übersetzung. Diese Woche steht Stocker besonders unter Beobachtung – und unter Beschuss. Die Arbeitsgruppe des Uno-Klimarates IPCC, die er führt, stellt am Freitag in Stockholm ihren für die globale Klimapolitik wegweisenden Bericht vor. Angesichts von weltweiter Kritik stehen die Schweizer Medien zu ihrem Star. So stellte der *Tages-Anzeiger* in einem Interview mitfühlend fest: «Ihre Auftritte sind stets souverän, Sie sind kaum aus der Ruhe zu bringen. Trotzdem gab es emotionale Elemente. [...] Der *Weltwoche* gaben Sie lange keine Interviews mehr.» Das Foto dazu stammte vom *Weltwoche*-Interview. **Seite 46**

Folgende Leserinnen und Leser haben bei der Verlosung des *Weltwoche*-Platin-Clubs ein Exemplar des Buches «Das politische System der Schweiz verstehen» von Silvano Moeckli gewonnen: Ruedi Glaser, Stäfa; Peter Lindgren, Hombrechtikon; Judith Kämpfer, Burgdorf; Franz Scherer, Walchwil; Reto Sidler, Wettingen. Wir gratulieren herzlich. *Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)

**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

**Layout:** Silvia Ramsay (*Leitung a. i.*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

[info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# *Reichen Ihre Finanzen bis zu Ihren Zielen? UBS Financial Health Check.*



**Jetzt Termin vereinbaren:**  
Telefon 0800 868 402 oder  
[www.ubs.com/financialhealthcheck](http://www.ubs.com/financialhealthcheck)

**Vermögensverwaltung ist unser Handwerk seit 1862.**  
Mit UBS Financial Health Check bieten wir Ihnen bei grösseren Veränderungen der persönlichen oder finanziellen Situation eine ganzheitliche Finanzberatung. Diese fundierte Analyse geht über Anlagen hinaus und identifiziert Handlungsbedarf und Opportunitäten in allen Bereichen Ihrer Finanzen. Gerne beraten wir Sie persönlich mit neusten Werkzeugen. Wo immer Sie es wünschen.

Best Bank in  
Switzerland



*Wir werden nicht ruhen*



## «Mutti»

### Anmerkungen zur deutschen Kanzlerin. Von Roger Köppel

Deutschlands Kanzlerin Angela Merkel hat einen allseits höflich gewürdigten Wahlsieg erzielt. Allerdings verpasst sie knapp die absolute Mehrheit. Was schade ist. Zu gerne hätte man gesehen, wie die um Balance und Harmonie bemühte Verwalterin des Status quo mit der alleinigen Verantwortung umgegangen wäre. Alles deutet darauf hin, dass sie die von ihr angesteuerte grosse Koalition mit den Sozialdemokraten bekommen wird. Für Merkel ist diese Konstellation optimal. Wenn es gut läuft, kann sie den Glanz des Erfolgs ernten. Wenn es schlecht herauskommt, kann sie der SPD die Schuld zuschieben.

Merkel ist eine Schönwetterpolitikerin. Sie versteht sich aufs Verwalten und Bewahren in guten Zeiten. Sie wagt nichts. Sie geht keine Risiken ein. Sie vermeidet alles, was sie in den Augen potenzieller Wähler – und das sind alle Deutschen – unbeliebt machen, beschädigen könnte. Die grossen Probleme bleiben ungelöst. Für sie heisst führen spüren, was die Mehrheit will. Merkel besitzt eine gute Witterung fürs politisch jeweils Durchsetzbare. Dass sie Prinzipien hat, die über die taktisch-pragmatische Bewältigung der Gegenwart hinausgehen, ist denkbar, aber ihre Politik bleibt davon unbelastet.

Merkels Entscheidungen zielen darauf ab, möglichst wenig Unruhe zu entfachen. Ihre Politik läuft auf ein Verfahren hinaus, Widerstand durch Anpassung im Voraus abzubremesen, unfruchtbar, ja unlogisch zu machen. Sie braucht keine Kompromisse zu schliessen, weil ihre eigenen «Positionen» die Positionen des Gegners vorwegnehmen, übernehmen.

Die Zeitungen nennen Merkel spöttisch-liebevoll «Mutti». Tatsächlich ist die Kanzlerin eine Landesmutter in dem wörtlichen Sinn, dass sie den Alltag zuverlässig organisiert. Das Leben nimmt seinen gewohnten Gang. Das Essen steht rechtzeitig auf dem Tisch. Die Wäsche wird pünktlich gebügelt. Ehrlich steht Merkel zur Biederkeit ihrer Politik. Das macht sie authentisch und ist eine ihrer Stärken.

Ihre Anhänger werden widersprechen. Für sie ist die Kanzlerin eine Krisenmanagerin, die Deutschland vor dem Absturz bewahrt hat. Tatsächlich umkurvte Merkel einige Abgründe. Unfallfrei wurstelte sie sich durch den Euro-Nebel. Der Blindflug funktionierte auch deshalb, weil die Kanzlerin alles unternahm, um die Probleme der Einheitswährung mit Geld zuzupflastern. Die Defizitgarantien der Europäischen Zentralbank waren indirekte Wahlspenden für die Kanzlerin.



«Für Deutschland ist der Euro Doping.»

Was uns zur entscheidenden Feststellung bringt: Den tüchtigen Deutschen geht es wirtschaftlich hervorragend. Dank den Reformen von Vorgänger Gerhard Schröder (SPD) erbt Merkel sinkende Arbeitslosenzahlen. Dank dem Euro profitieren die deutschen Exporteure von einer aus ihrer Sicht zu schwachen Währung. Gäbe es die stahlharte D-Mark noch, der Exportsektor würde ächzen und stöhnen. Der weiche Euro hingegen beschert Deutschland traumhafte Wettbewerbsvorteile. Südeuropa liegt in Trümmern. Für Merkels Wirtschaft ist die Einheitswährung Doping.

Wenn es den Leuten gutgeht, wollen sie an Probleme nicht erinnert werden. Sie halten sich ans Vertraute und Bewährte. Politik bildet oft die urmenschliche Sehnsucht nach Verdrängung ab, und erst dann, wenn die Missstände zum Himmel stinken, ist man bereit, sich mit ihrer Beseitigung zu beschäftigen. An diesem Punkt ist Deutschland noch nicht, und Merkel ist aller Voraussicht nach keine Politikerin für schwierige Zeiten. Ihr Vorgänger Schröder hatte noch den Mut, gegen die eigene Partei ein paar weitblickende Sozialreformen anzupacken. Merkel machte, um Reibungen nach links zu vermeiden, einen Teil der Schröder-Agenda wieder rückgängig. Gegen den Mainstream würde sich die Kanzlerin nur dann stellen, wenn es der Mainstream ultimativ von ihr verlangte.

Merkels Vorteil ist, dass die Probleme, die ihre Politik der Problemverdrängung verursacht, erst in ein paar Jahren sichtbar werden. Für das Euro-Schlamassel ist keine Lösung in Sicht. Man schüttet einfach Geld und Garantien nach. Die von Merkel eilig beschlossene «Energiewende» wird den Industriestandort

Deutschland in ein Fiasko steigender Kosten und sinkender Wettbewerbsfähigkeit stürzen. Mindestlöhne und steigende Staatsausgaben, eine Abkehr von den sanften Liberalisierungen nach der Jahrtausendwende zeichnen sich ab. Deutschlands Schulden türmen sich. Die Quittung wird kommen. Wenn Merkel nicht mehr da ist.

Merkels Gegner im Wahlkampf waren keine. Sie blieben gelähmt oder kamen mit Argumenten, die ihnen niemand abnahm. Herausforderer Peer Steinbrück (SPD) sprach von der «schlechtesten Regierung der Nachkriegszeit». An die eigene Polemik glaubte er selber am wenigsten. Der gleiche Steinbrück stand vor wenigen Jahren noch loyal in Merkels schwarz-roter Regierung und fuhr einen Kurs, der sich vom Kurs der schwarz-gelben Regierung nur unter dem Mikroskop unterscheidet. Keine Gefahr ging von den Grünen aus, die unter dem Ideologen Trittin einen sektiererischen Wahlkampf für Vegetarier und Steuererhöhungen führten.

Im bürgerlichen Lager zerfleischten sich die FDP und die neue «Alternative für Deutschland». Die Liberalen klammern sich an das leblose Etikett «liberal», auf das sich inzwischen alle politischen Kräfte irgendwie berufen. Mehr Profil war nicht. Die FDP wurde vor vier Jahren vermutlich deshalb gewählt, weil man sich von ihr eine Alternative zum parteiübergreifenden sozialdemokratischen Einheitsbrei versprochen hatte. Einmal an der Regierung, blieb die geschneigte Parteispitze von Westerwelle bis Rösler freilich den Nachweis ihrer Eigenständigkeit schuldig. Jetzt übernimmt das makellose jugendliche Rhetorikgenie Christian Lindner das Ruder.

Ob die Alternative für Deutschland eine tragfähige Alternative von Dauer ist, lässt sich noch nicht abschätzen. Das etwas professoral wirkende eurokritische Sammelsurium gab verdienstvoll Gegensteuer. Die Partei ventiliert ein verbreitetes Unbehagen am Konstrukt der Einheitswährung, doch ihre Positionen sind wenig aussichtsreich. Erstens geht es den Deutschen wegen des Euro bis jetzt wirtschaftlich sehr gut. Zweitens ist Deutschland mit der Europäischen Union existenziell verschraubt. Europa gab den Deutschen nach dem Weltkrieg einen Vaterlandsersatz und eine neue Identität, dank der sie sich rehabilitieren und Einfluss zurückgewinnen konnten. Wer den Deutschen die EU austreiben will, reisst ihnen ihr neues künstliches Rückgrat heraus.

Merkel entfesselt keine Begeisterung. Auch das ist ihr Trumpf. Sie hat keine Feinde, weil sie nicht bewundert wird. Grösse erzeugt den Reflex, Grösse zu zertrümmern. «Mutti» Merkel verkörpert Understatement, das komfortabel ihr politisches Überleben sichert. Das ist interessant, aber auch nicht mehr. Deutschlands Bewährungsproben kommen noch.



Revolutionstheater: Regisseur Rau. Seite 54



Epischer Stoff: Geschichte der Juden. Seite 50



Mitte des Atlantiks: Ascension Island. Seite 44



Männer und Frauen leiden verschieden: Seite 40

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Kommentar Lex Nora Illi

11 Im Auge Maria Iris Tiba Bertarelli, Winzerin

12 «Alternativ» Bern regrediert

12 Wirtschaft Economiesuisse sollte Voltaire lesen

15 Personenkontrolle Levrat, Aebischer, Ganguin, Kohler, Lüthi, Markwalder, Amstutz

15 Nachruf Marcel Reich-Ranicki, Literaturkritiker

### 16 Auf dass es immer so bleiben möge

Thilo Sarrazin über Deutschland nach den Wahlen

18 Kunstskandal Kontroverse um die Rau-Sammlung

20 Die Deutschen Trendwende

20 Wirtschaft Das Leuthard-Paradox

21 Ausland China braucht den äusseren Feind

22 Mörgeli Begrenzt besteuerte Grenzgänger

22 Bodenmann Omeletten mit spanischen Nierli

23 Medien Ein Elite-Problem

23 Gesellschaft Die Königin

24 Leserbriefe/Darf man das?

## Hintergrund

### 26 Therapie-Paradies Schweiz

Die Betreuungsindustrie auf Kosten der Steuerzahler

29 Politik SVP-Nationalrat Peter Kellers Husarenstück

### 30 Gefährliche Ideen für den Finanzplatz

SVP und SP nehmen negative Auswirkungen in Kauf

### 32 Regenten, Krieger und Verräter

Die Macht des Berner De-Watteville-Clans

### 36 Die Staatsgewerkschaft

Woher kommen die finanziellen Mittel von Unia und Co.?

### 40 Sie hat Depressionen, er trinkt

Geschlechtsspezifische Medizinforschung ist im Vormarsch

41 Gender-Medizin «Es gibt noch viel zu ändern»

### 44 Der letzte Rest von Atlantis

Reise an einen der entlegensten Orte der Welt

### 46 Die Irrtümer der Klimaforscher

Die Theorie einer Erderwärmung aufgrund des CO<sub>2</sub>-Ausstosses ist widerlegt

### 48 Skeptiker im Aufwind

Die Ursachen des Klimawandels bleiben ungeklärt

### 50 Das Salz der Erde

Keine Geschichte ist dramatischer als jene der Juden

### 54 Plädoyer für Lenin

Milo Rau: Wie die Linke aus ihrer Sinnkrise findet

### 56 Hitlers Friedenstaube

Die Mission des «Führer»-Stellvertreters Rudolf Hess

59 Zeitgeschichte *Weltwoche*-Artikel vom 25. Juli 1979

Silhouette®  
AUTHENTIC EYEWEAR. SINCE 1964.

Patrick Dempsey trägt  
TITAN MINIMAL ART

# ELITE SHOW STYLE

Optivision SA  
Aarbergstrasse 121b  
2502 Biel  
www.optivisionsa.ch

Optic 2000  
Center Brügg  
Erlenstrasse 40  
2555 Brügg BE  
www.optic2000.ch

Büchi Optik  
Kramgasse 25  
3011 Bern  
www.buechioptik.ch

Heinz Wallimann Optik  
Bernstrasse 24  
3053 Münchenbuchsee

VisuellOptic  
Bernstrasse 30  
3280 Murten  
www.visuelloptic.ch

Frei Augen-Optik GmbH  
Rauracherstrasse 33  
4125 Riehen  
www.freiioptik.ch

Optic Clavadetscher  
Ochsengasse 2  
4460 Gelterkinden  
www.optic-clavadetscher.ch

Bloesser Optik AG  
Neumarkt 2  
5200 Brugg  
www.bloesser-optik.ch

Augenoptik Kuhn AG  
Theaterplatz 1  
5400 Baden

Hören + Sehen Kessler  
Weite Gasse 31  
5400 Baden

Strebel Optik AG  
Landstrasse 90  
5430 Wettingen  
www.strebeloptik.ch

Optik Ott  
Lindenhof + Lindenstrasse 2  
6060 Sarnen  
www.optik-ott.ch

Optik Schumpf ft Baggenstos AG  
Bundesplatz 6  
6300 Zug  
www.optikzug.ch

Herzog Optik AG  
Neudorf Center  
6330 Cham  
www.herzog-optik.ch

Mythen-Time AG  
Mythen Center Schwyz  
6438 Ibach  
www.mythen-time.ch

Stadelmaier Optik AG  
Bahnhofplatz 10  
7000 Chur  
www.stadelmaier.ch

Dr. Castelberg Optometry  
Bahnhofstrasse 38  
7302 Landquart  
www.dr-castelberg.ch

Vogel Optik AG  
Via Maistra 17  
7500 St. Moritz  
www.vogel-gp.ch

Nielsen Optik AG  
Bleicherweg 5  
8001 Zürich  
www.nielsen-optik.ch

Gautschi Optik Zürich AG  
Uraniastrasse 7  
8001 Zürich  
www.gautschi-augenoptik.ch

Augenkontakt  
Wehntalerstrasse 540  
8046 Zürich-Affoltern  
www.augenkontakt.ch

Witiker Optic AG  
Zentrum Witikon  
8053 Zürich  
www.witikeroptic.ch

Optik Krüsi AG  
Stadthauspassage  
8302 Kloten  
www.optikkruesi.ch

Kaune Optik  
Usterstrasse 30  
8600 Dübendorf  
www.kaune.ch

Optic 2000 Volki-Land  
Industriestrasse 1  
8604 Volketswil  
www.vogt-optik.ch

Seedamm-Optik AG  
Seedamm-Center  
8808 Pfäffikon SZ  
www.seedamm-optik.ch

Gubser-Optik  
Bahnhofstrasse 12  
8880 Walenstadt  
www.gubser-uhr-opt.ch

Ryser Optik AG  
Metzberggasse 2  
9004 St. Gallen  
www.ryseroptik.ch

Kühnis Brillen  
Gerbergasse 1  
9450 Altstätten  
www.kuehnis.ch

Federer Augenoptik AG  
Grünaustrasse 25  
9470 Buchs  
www.federerbuuchs.ch



«*Mich interessiert alles*»: Dramatiker Strauss. Seite 64

## Literatur

### 64 «Etwas mehr Familie, etwas väterliche Stärke»

Botho Strauss ist einer der erfolgreichsten deutschen Dramatiker. Gespräch mit einem scharfen Kritiker des Zeitgeists

## Stil & Kultur

### 60 Stil & Kultur Lecker Dirndl überall

### 62 Bestseller

### 62 Wer ihn gelesen hat, weiss mehr

Alex Capus' neuer Historienroman

### 63 Jazz Marc Perrenoud Trio

### 68 Top 10

### 68 Kino «Disconnect»

### 69 Fernseh-Kritik «Was verdienst du?»

### 70 Namen Am Fusse der Bavaria

### 71 Hochzeit Sara E. Pua und Aline Birgelen

### 71 Thiel Nationalnarzissmus

### 72 Wein Éo Noir

### 72 Die Besten Zeit für satte Farben

### 73 Auto BMW X5 xDrive 50i

### 73 Zu Tisch Restaurant «Didier de Courten», Sierre

### 74 MvH trifft Mike Müller, Schauspieler

## Autoren in dieser Ausgabe

### Milo Rau



Mit spektakulären Theaterprozessen gegen Massenmörder Breivik, die russische Punk-Band Pussy Riot und zuletzt gegen die *Weltwoche* hat der Schweizer Regisseur, 36, für Schlagzeilen gesorgt. In dieser Ausgabe lesen Sie sein Plädoyer für Lenin – als Vorabdruck aus seinem neuen Buch. Seite 54

### Ulrich Schlie



Der Historiker, 48, hat mehrere Bücher zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts publiziert. Er schreibt über neue Erkenntnisse zur geheimnisvollen Mission des «Führer»-Stellvertreters Rudolf Hess, der 1941 alleine nach Schottland flog und in Gefangenschaft geriet. Seite 56

## Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT



# «Mosel Portugals» mit MS Douro Queen/Douro Cruiser 2014 Porto – Barca d'Alva – Régua – Porto

## 8 Tage ab Fr. 1590.–

Rabatt Fr. 700.– bereits abgezogen, Hauptdeck hinten



2-Bettkabine Oberdeck mit Balkon

Es het solangs het  
**Rabatt\* bis Fr. 700.–**  
\*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

### Abreisedatum 2013 **Rabatt**

30.10. Douro Queen **450**

### Abreisedaten 2014 **Rabatt**

MS Douro Queen (Mi – Mi)

12.03.	<b>700</b>	09.04.	<b>400</b>	30.07.	<b>200</b>
19.03.	<b>600</b>	16.04.	<b>300</b>	06.08.	<b>200</b>
26.03.	<b>500</b>	23.04.	<b>200</b>	13.08.	<b>200</b>

### Abreisedaten 2014 **Rabatt**

Douro Cruiser (Sa – Sa)

15.03.	<b>700</b>	03.05.	<b>200</b>	21.06.	<b>200</b>	20.09.	<b>200</b>
22.03.	<b>600</b>	10.05.	<b>200</b>	28.06.	<b>200</b>	27.09.	<b>200</b>
29.03.	<b>500</b>	17.05.	<b>200</b>	16.08.	<b>200</b>	04.10.	<b>200</b>
05.04.	<b>400</b>	24.05.	<b>200</b>	23.08.	<b>200</b>	11.10.	<b>300</b>
12.04.	<b>300</b>	31.05.	<b>200</b>	30.08.	<b>200</b>	18.10.	<b>400</b>
19.04.	<b>200</b>	07.06.	<b>200</b>	06.09.	<b>200</b>		
26.04.	<b>200</b>	14.06.	<b>200</b>	13.09.	<b>200</b>		

**Sonderreise 26.03.14 MS Douro Spirit mit Newcastle Jazz Band**  
Programm und Preise auf Anfrage oder im Internet

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in der gebuchten Kategorie, Vollpension an Bord
- Linienflüge Zürich–Porto–Zürich mit TAP in Economy Class, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Transfer Flughafen–Schiff–Flughafen
- Deutschsprachige Bordreiseleitung und Ausflugsbegleitung
- Alle Schleusen- und Hafengebühren

**Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise bis/ab Flughafen, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung der Reederei: € 7 p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchungen über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2290
2-Bettkabine Hauptdeck	2490
2-Bettkabine Oberdeck mit Balkon	2690
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck	590
Ausflugspaket (5 Ausflüge)	230
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	66

- Dourotal – UNESCO-Weltkulturerbe
- Spektakulärstes Weinanbauggebiet der Welt
- Heimat des Portweins
- Reizvolle Täler, Terrassen und steile Schieferhänge
- Pinien- und Olivenhaine

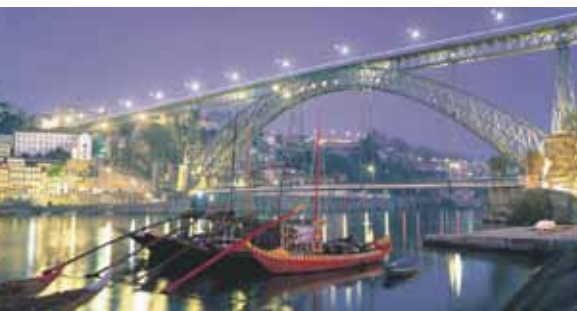
### MS Douro Queen/MS Douro Cruiser\*\*\*\*+

Die bewährten Luxussschiffe (Baujahr 2005) bieten Platz für bis zu 130 Passagiere. Alle Kabinen sind komfortabel eingerichtet und verfügen über Dusche/WC, Föhn, Sat-TV und Klimaanlage. Auf dem Hauptdeck befinden sich 27 grosszügige Zweibettkabinen (15 m<sup>2</sup>) mit nicht zu öffnenden Panoramafenstern. Das Oberdeck verfügt über 38 Zweibettkabinen mit eigenem Balkon (15 m<sup>2</sup> inkl. Balkon). Zur Bordeinrichtung gehören Bordshop, Rezeption, Panorama-Lounge mit Bar und Tanzfläche sowie das Restaurant, wo typische portugiesische und internationale Mahlzeiten in einer Sitzung serviert werden. Das grosse Sonnendeck ist teilweise gedeckt und ausgestattet mit Liegen, Stühlen, Tischen und kleinem Pool. Lift vorhanden. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Tag	Destinationen	Programm / Ausflüge
1	Schweiz – Porto	Flug mit TAP von Zürich nach Porto. Transfer zum Schiff und Einschiffung.
2	Vila Nova de Gaia – Régua – Pinhão	Schiffahrt Richtung Peso da Régua. Ausflug* nach Lamego. Besuch der Barockkirche «Nossa Senhora dos Remédios». Willkommens-Cocktail und Nachtessen.
3	Pinhão – Vega de Terrón	Am Vormittag Portweingustation in einer lokalen Quinta. Weiterfahrt nach Vega de Terrón.
4	Vega de Terrón – Barca d'Alva	Tagesausflug* nach Salamanca (Spanien) mit Mittagessen und Flamenco-Show.
5	Barca d'Alva – Pinhão	Ausflug* zur römischen Festung Figueira de Castelo Rodrigo. Nachtessen an Bord.
6	Pinhão – Entre-os-Rios	Ausflug* zum Mateus-Palast mit seinem wunderschönem Park, weltberühmt durch seine Weine. Nachtessen im nahegelegenen früheren Kloster Alpendurada.
7	Entre-os-Rios – Vila Nova de Gaia	Stadtrundfahrt* in Porto mit Besuch der Kathedrale und dem Weinkeller. Mittagessen an Bord. Freier Nachmittag oder Ausflug nach Guimarães (fak.). Abschieds-Cocktail.
8	Porto – Schweiz	Ausschiffung nach dem Frühstück. Rückflug nach Zürich mit TAP. Individuelle Heimreise.

MS Douro Queen: leicht geändertes Programm

\*Ausflug im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar. \ Programmänderungen vorbehalten. \ Reederei/Partnerfirma: douroazul/micko tours



Porto



Blick ins Dourotal

Online navigieren  
[thurgautravel.ch](http://thurgautravel.ch)

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Sabrina Ricklin oder Martina Hafen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden

Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen  
zu moderaten Preisen

Jetzt auch für alle,  
die im Internet zuhause sind.  
[www.das-ideale-heim.ch](http://www.das-ideale-heim.ch)



*Das Ideale Heim als Klassiker im Miniabo:  
4 Ausgaben zum Preis von 20.– direkt zu Ihnen nach Hause.  
Einfach kurz 071 844 91 56 anrufen oder schnell online  
bestellen unter [www.das-ideale-heim.ch](http://www.das-ideale-heim.ch)*

## Lex Nora Illi

Von Alex Baur — Das Burka-Verbot im Tessin ist eine Absurdität, die ihresgleichen sucht. Der Volksentscheid muss trotzdem umgesetzt werden. Ein Menschenrecht auf Vermummung gibt es nicht.



Erholung am Lago Maggiore: Aktivistin Illi.

Am letzten Wochenende hat das Schweizer Stimmvolk ein absurdes Verbot abgeschafft. So dürfen wir neuerdings auch nach Mitternacht an der Tankstelle eine Wurst kaufen. Das Tessiner Stimmvolk hat derweil ein neues Verbot geschaffen, das mindestens so absurd anmutet. Künftig soll mit einer Busse bis zu 150 Franken bestraft werden, wer sein Antlitz in der Öffentlichkeit verhüllt. Das Verbot ist allgemein gefasst, angeblich geht es um die Sicherheit. Wer glaubt, ein Räuber oder ein Hooligan würde wegen einer Busse auf eine Maske verzichten, ist mehr als naiv. Das Verbot richtet sich primär gegen Musliminnen, die sich hinter einer Burka verstecken.

Ein Gesetz ist nur so gut wie seine Anwendung. Beim Burka-Bann sind die Probleme beim Vollzug absehbar. Gilt das Vermummungsverbot auch für verschuppte Asiaten, die per Mundschutz ihre Mitmenschen vor einer Ansteckung schützen möchten? Wie sieht es aus, wenn die medizinische Maske schwarz statt weiss ist und von einer Muslimin getragen wird, die keine Grippe nachweisen kann? Bis zu welcher Distanz zum Bienenstock bewegt sich ein verschleierter Imker noch im legalen Bereich? Was tun, wenn eine Burka-Trägerin sich trotz Busse nicht enthüllen mag? Gibt es Zwangsmassnahmen? Wird das Vermummungsverbot während der Fasnacht gelockert?

Gut möglich, dass die Tessiner der Vorlage so massiv (65,4 Prozent Ja) zustimmten, weil sie davon ausgehen, dass sie keine Konsequenzen hat. Sieht man von der Burka-Aktivistin und Konvertitin Nora Illi ab, die sich am Lago Maggiore gerne von ihren Medienauftritten erholt, ist südlich des Gotthards selten eine verschleierte Frau zu sichten. Es handelt sich demnach um ein symbolisches Verbot, in das jeder hineinendenken kann, was er will: generelle Ablehnung des Islam, Gleichberechtigung von Mann und Frau oder schlicht ein Fingerzeig an alle Zuwanderer, sich den lokalen Gepflogenheiten anzupassen.

### Verbote auf Vorrat

Bereits im Abstimmungskampf haben die Gegner des Volksbegehrens – angeführt vom umtriebigen *avvocato* Paolo Bernasconi – in einer Inseratekampagne das Vermummungsverbot als verfassungswidrig gezeisselt. Für Amnesty International und Human Rights Watch ist die Vermummung gar ein Menschenrecht. Rechtliche Schritte auf nationaler und internationaler Ebene wurden angekündigt, für den Fall, dass das Burka-Verbot ein «Gewährleistungsverfahren» durch die Bundesversammlung unbeschadet übersteht. Hellen Keller, die Vertreterin der Schweiz am Strassburger Gericht, hat ein Verschleierungsverbot schon mal als EMRK-widrig qualifiziert.

Verbote dienen dazu, das menschliche Zusammenleben in geordnete Bahnen zu lenken. Wo sie nicht unbedingt nötig sind, muss man unbedingt auf sie verzichten. Symbolische Verbote auf Vorrat sind einer freiheitlichen Gesellschaft unwürdig. Doch ein Menschenrecht ist die Verschleierung weiss Gott auch nicht. Gut möglich, dass Bernasconi und seine Mitstreiter mit ihrem moralischen Zeigefinger viele Tessiner erst recht motiviert haben, aus Protest gegen die Political Correctness ein trotziges Ja in die Urne zu werfen.

Wie auch immer – der Souverän hat entschieden, sein Verdikt ist nun ohne Wenn und Aber umzusetzen. Sollten die Politiker und Juristen dies vereiteln, wird mit Sicherheit schon bald eine noch absurdere Vorlage folgen – und das Stimmvolk wird ungeniert das nächste dröhnende Protestvotum einlegen, im Vertrauen darauf, dass es eh keine Konsequenzen hat. Weil die in Bern und Strassburg ohnehin machen, was sie wollen. Dieser fatale Kreislauf muss endlich durchbrochen werden.

## Auch Nonna siegt



Maria Iris Tipa Bertarelli, Winzerin.

Es ist in dieser Familie fast kein Leben ohne Ehrgeiz denkbar. Nun steht auch die Patriarchin auf dem Siegetreppchen, Kompliment. Sie hat in ihrem ersten Leben ihre Kinder grossgezogen, war am Aufbau von Serono beteiligt, der Biotech-Firma ihres Mannes Fabio, später für Hilfswerke und Stiftungen unterwegs. Ihr Sohn Ernesto Bertarelli, 48, nach dem Verkauf von Serono fünfzehn Milliarden schwer, hat als «Alinghi»-Segler im Binnenland Schweiz mit seinen zwei Siegen im America's Cup eine Bewunderungswelle ausgelöst wie ein moderner Kolumbus. Auch die Schwester segelt. Ernestos Frau Kirsty war mit siebzehn die Schönheitskönigin des United Kingdom und klettert als Stimme und Songwriterin in die Charts.

Maria Iris Tipa Bertarelli, der sechsfachen Grossmutter, ist der Ruhm sozusagen eingeschenkt worden: Ihr Brunello Poggio di Sotto Riserva 2007 wurde jetzt von einer Jury zum besten Wein Italiens ausgerufen. Maria Iris besitzt das Weingut zusammen mit ihrem Bruder Claudio Tipa zwar erst seit zwei Jahren, der prämierte Brunello reifte also lange vorher in den Fässern, und sein Schöpfer, der Önologe Giulio Gambelli, liegt leider bereits unter der Erde. Aber die Geschwister Tipa haben Winzererfahrung auf Grattamacco in Bolgheri gesammelt, und für ihre Arbeit auf Colle Massari in Montecucco, ihr drittes Standbein, ernten sie auch die Auszeichnung «Cantina des Jahres 2014» des Weinführers «Gambero Rosso».

Gut, Preise, Pokale und Punkte sind trügerisch. Wie lachte die Weinwelt, als der Papst Robert Parker an einer Blinddegustation des Bordeaux-Jahrganges 2005 von den fünfzehn Säften mit seinen Höchstnoten keinen einzigen wiedererkannte. Und die Fülle grosser Weine ist in Italien schier unermesslich. Aber keiner der Tester hat vermutlich an Nonna Bertarelli gedacht, als er den anonymen Brunello von Poggio di Sotto über die Zunge rollen liess, und auch nicht, dass dieser Milliardärswein, anders als sagenhaft teure und spekulativ verknappte Flaschen der Luxusklasse, im Laden in Italien für weniger als achtzig Euro zu haben ist. *Salute!* Peter Hartmann

## Bern regrediert

Von Urs Paul Engeler — Die Bundesstadt fördert das Leben im Dreck.

Die Stadt Bern subventioniert nicht nur die rechtsfreie Zone Reitschule. Sie duldet seit Jahren auch eine wilde Wagenburg in einem idyllischen Tälchen nahe der Aare. Sie toleriert die «Stadttauben», die mit abgewrackten Gefährten ein Gelände mitten im Wohnquartier besetzt halten. Sie hegt ebenso die asozialen Hüttensiedler von «Zaffaraya», die sich ganz unbehelligt auf einem andern Gelände, das dem Bund gehört, eingenistet haben. Und sie pflegt die «Stadtnomaden», die, fürsorglich begleitet vom sozialdemokratischen Stadtpräsidenten Alexander Tschäppät und geschützt vom links-gewickelten Anwalt Daniel Kettiger, mit ihrer ordinären Fuhre im Drei-Monats-Rhythmus von Platz zu Platz rattern.

### Verslumung wird offizielle Politik

Fünf Scheusslichkeiten und ein Label, das alles rechtfertigt in Bern: «alternativ».

Seit dem letzten Wochenende ist die Verslumung der Bundesstadt offizielle Politik, abgesegnet von 54 Prozent des Stimmvolks. Im Westen der Stadt wird aus 6000 Quadratmetern «bestgeeigneten und ackerfähigen» Landwirtschaftslands eine neuartige «Zone für Wohnexperimente». Als Behausung ist alles erlaubt, was anders ist: Pfahl- oder Wellblechbauten, Holzhütten, Wohn- und Bauwagen, auch Höhlen. Bewilligungen müssen dafür keine eingeholt werden, Raum für Parkplätze ist da. Einziges Gebot: Die Verschlüsse der Alternativen dürfen nicht höher als fünf Meter sein.

In Brasilien und in der Dritten Welt kämpfen Entwicklungshelfer mit Steuergeld gegen stinkende Favelas und andere missliche Unterschlüpfte. Bern hingegen fördert mit Steuergeld Primitivbauten und das Leben im Dreck. Bern regrediert, von oben befohlen, von unten beklatscht.

Doch den Auszug aus der Zivilisation haben die Rot-Grünen, die sich in Lofts, Eigenheimen, schicken Wohnungen und herrschaftlichen Häusern räkeln, ohne die gehätschelten Alternativen geplant. Diese dachten gar nie daran, legal zu werden und ihre Standorte zu räumen, wie sie schon vor dem Urnengang höhnten: «Das Wagenleben in Bern bleibt bestehen, unabhängig vom Abstimmungsergebnis.»

So züchten die Berner in der Hüttendorfzone einfach ein weiteres, das sechste Übel – bis die ganze Stadt danach riecht.

## Economiesuisse sollte Voltaire lesen

Von Roger Köppel — Der Wirtschaftsverband stellt die Erhaltung der bilateralen EU-Verträge über alles, als ob es vor der EU keine Schweiz gegeben hätte. Das ist nicht nur unhistorisch. Es ist falsch.

Der Wirtschaftsverband Economiesuisse wirbt für die bilateralen Verträge mit der EU in grossen Inseraten. Die Kampagne richtet sich gegen die von der SVP lancierte Initiative gegen die Masseneinwanderung. Die Ökonomen, Manager und Unternehmer, die dem Verband angehören, malen das Schreckbild wirtschaftlicher Verödung an die Wand, sollte sich die Schweiz tatsächlich erdreisten, die Zuwanderung künftig gegen den Wunsch der EU zu begrenzen. Brüssel, folgert Economiesuisse devot, müsse zwangsläufig alle bilateralen Verträge kappen. Die Folgen für die Schweiz wären lebensgefährlich.

Tatsächlich?

Es stimmt: Das Freizügigkeitsabkommen mit der EU trat im Juni 2002 in Kraft, im Mai 2007 wurde die Kontingentierung mit der EU-15 abgeschafft. Die Schweizer Wirtschaft wuchs, wie im Übrigen die Weltwirtschaft, nach dem Platzen der Dotcom-Blase zwischen 2004 und 2008 um 15 Prozent. Die Exporte stiegen sogar um mehr als 40 Prozent. Die Zahl der Beschäftigten nahm um 341 000 Stellen zu,



Economiesuisse-Ökonom Rudolf Minsch.

wobei fast die Hälfte mit Ausländern besetzt wurde. Keine Frage: Der Schweizer Exportboom wurde begünstigt durch die erleichterte Zuwanderung.

### Wachstum ohne Bilaterale

Ebenso wahr ist allerdings: Zwischen 1983 und 1990 erlebte die Schweiz mit einem jährlichen BIP-Wachstum von 2,7 Prozent einen ähnlichen Boom wie von 2004 bis 2008. Damals gab es noch keine Personenfreizügigkeit. Mehr noch: Seinerzeit stiegen die Reallöhne um 1 Prozent pro Jahr. Das war doppelt so viel wie während des letzten Aufschwungs. Die Personenfreizügigkeit dämpfte die Lohnentwicklung. Was nicht weiter überrascht: Eine Vergrösserung des Angebots an Arbeitskräften

steigert den Druck auf die Saläre. Je mehr Auswahl, desto tiefer die Löhne.

Weitere Fakten trüben die Freizügigkeits-Euphorie: Der Aufschwung von 1983 bis 1990 mündete praktisch in Vollbeschäftigung. Das lässt sich vom Boom nach der Jahrtausendwende nicht mehr sagen. Seit Einführung der Personenfreizügigkeit sank die Zahl der Arbeitslosen nicht mehr unter 2,6 Prozent. Befürworter behaupten, die Personenfreizügigkeit habe vor allem Hochqualifizierte ins Land gespült. Die Wirtschaftsleistung pro Kopf müsste also zwischen 2004 und 2008 gestiegen sein. Das allerdings ist nicht der Fall. Zwischen 1983 und 1990 resultierte ein höheres BIP-Wachstum pro Kopf. Die Personenfreizügigkeit brachte der Schweiz keine ausserordentliche Wohlstandsmehrung.

### Heimatschutzwelle

Die Vergötterung des freien Personenverkehrs mit der EU geht an den Fakten vorbei. Tatsache ist: Die unerwünschten Nebenwirkungen der bilateralen EU-Verträge gefährden inzwischen Schweizer Stärken. Die bald schrankenlose Zuwanderung hat eine Heimatschutzwelle an antiliberalen flankierenden Massnahmen entfesselt. Die Migration belastet den Sozialstaat und die Gefängnisse. Das Thema «Ausländer» ist zum irritierenden Daueraufreger geworden. Kein anderer souveräner Staat der Welt – nicht einmal das Zuwanderungsland Australien mit einer siebzigmal geringeren Bevölkerungsdichte – öffnet seine Grenzen für den freien Personenverkehr.

Economiesuisse liegt falsch. Die bilateralen Verträge mit der EU sind nicht das Fundament unseres Wohlstands. Die Behauptung ist lächerlich. Wenn es so wäre, müsste die Schweiz vor 2002 ein Armenhaus gewesen sein. Richtig ist: Der Schweizer Wohlstand ist das mittelbare Resultat eines klugen Staatsaufbaus, in dessen Zentrum direkte Demokratie, Neutralität und Unabhängigkeit stehen. Je mehr sich die Schweiz – wie von Economiesuisse gewünscht – institutionell mit der EU verbandelt, desto stärker gefährdet sie ihre Unabhängigkeit und damit ihre wirtschaftlichen Grundlagen.

«Il faut cultiver notre jardin», lautet am Schluss das Erfolgsrezept in der Novelle «Candide» des französischen Aufklärers Voltaire. Wer den eigenen Garten pflegen will, gibt nicht die Instrumente aus der Hand, die er zur Pflege benötigt. Economiesuisse sollte wieder Voltaire lesen.



WFP/Remo Naegeli

## Gemeinsam gegen den Hunger - DJ BoBo und WFP

**Am 16.10. ist Welternährungstag!**

Helfen Sie uns helfen: [wfp.org/de](http://wfp.org/de)



*Die UN-Organisation bekämpft den Hunger - weltweit.*

Unsere Ernährungshilfe wird 2013  
rund 90 Millionen Hungernde  
unterstützen – auch dank unseres  
WFP-Botschafters DJ BoBo.



Gala-Vorstellung mit exklusivem Manegen-Apéro für Weltwoche-Abonnenten.

# Magical Conelli 2013

Seien Sie Special Guest im Circustraum Conelli. Geniessen Sie einen prickelnden, exklusiven Apéro in der Circusmanege. Anschliessend wird Ihnen ein exquisites Vier-Gänge-Menü serviert.

«Magical Conelli», so heisst die diesjährige Show des original Schweizer Weihnachts-circus Conelli auf Zürichs Märcheninsel Bauschänzli (vom 21. November 2013 bis zum 2. Januar 2014). Bei den legendären Gala-Vorstellungen werden den Gästen mit einem Vier-Gänge-Menü die kulinarischen Gaumenfreuden direkt an den Platz serviert. Beim «Magical Conelli» werden für einmal sämtliche Sinne verwöhnt!

Auf dem Programm stehen Top-Akrobatik, träumerische Poesie und musikalische Leckerbissen. Weltklasse-Artisten begeistern Sie mit ihren einmaligen Vorführungen, begleitet von der traditionellen Conelli-Live-Bigband unter der Leitung von Kapellmeister Alex Maliszewski. Dank den Conelli-Clowns Gaston und Roli und weiteren Comedians bleibt ganz sicher kein Auge trocken.



## Weltwoche-Spezialangebot

**Gala-Abend «Magical Conelli 2013» mit exquisiten Vier-Gänge-Menü und exklusivem Manegen-Apéro.**

**Datum:** 16. Dezember 2013, Apéro um 17.30 Uhr

**Leistungen:**

- Apéro mit Champagner von Perrier-Jouët
- Köstlichkeiten aus dem Haus «Hiltl»
- Begrüssung durch Conelli-Geschäftsführer Erich Brandenberger
- Gala-Vorstellung und exquisites Vier-Gänge-Menü
- Garderobe und Programmheft

**Bedingungen:**

Dieses Angebot mit Manegen-Apéro gilt nur für Weltwoche-Abonnenten.

**Kosten:** Fr. 239.- pro Person, exkl. Getränke

**Reservation:**

Telefon: +41 (0)44/212 33 33 oder office@circus-conelli.ch mit Angabe der KD-Nr.

**Veranstalter:**

Circus Conelli, Conny-Land AG, 8564 Lipperswil, www.circus-conelli.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



## Personenkontrolle

### Levrat, Aebischer, Ganguin, Kohler, Lüthi, Markwalder, Amstutz

Die Schweiz führe eine Politik wie ein Entwicklungsland, donnerte SPS-Präsident **Christian Levrat** im Zusammenhang mit der Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien: Unser Land ziehe immer mehr Unternehmen an, die hier gar kein qualifiziertes Personal finden. Diese Einsicht hindert die Partei aber nicht daran, mit der Forderung nach einem noch schwächeren Franken genau solche Unternehmen zu unterstützen. So wollte der Berner Nationalrat **Matthias Aebischer** in der Fragestunde wissen: «Was unternimmt der Bundesrat, damit die SNB den Franken weiter abschwächt?» Jurist Levrat



**Entwicklungspotenzial:** SP-Präsident Levrat.

sollte dem Primarlehrer gelegentlich erklären, dass die Politik – aus gutem Grund – bei der Nationalbank gar nichts zu sagen hat. (*sär*)

Oje, Qualitätsjournalismus. Da vermeldet der Weltkonzern Kelly Services, der sein Geld mit der Vermittlung von Arbeitskräften verdient, letztes Jahr habe in der Schweiz jeder zweite Arbeitnehmer das Unternehmen gewechselt. Unbesehen geben die Zeitungen, darunter auch die NZZ, die Sensationszahl an ihre Leser weiter. Auf Anfrage gibt Kelly-Sprecherin **Sandra Ganguin** sofort zu, dass ihr Unternehmen die befragten Arbeitnehmer keineswegs repräsentativ ausgesucht hat. Es seien Personen, die über «verschiedene Quellen von Kelly» rekrutiert wurden – namentlich etwa «Kunden» und «Kandidaten». Die Meldung ist somit belanglos. PS: Gemäss Bundesamt für Statistik wechseln 11,5 Prozent aller Angestellten innert Jahresfrist die Stelle. (*are*)

Die Rettungsflugwacht hat Geld im Überfluss und macht, was sie will – dies war der Vorwurf, den die *Weltwoche* (Nr. 27/13) vor bald drei Monaten an die Luftambulanzmonopolistin Rega gerichtet hat. Seither hat sich einiges verändert: Den Aargau hat die Rega an die neu gegründete und günstigere Heli-Firma des TCS



**Frischer Wind:** Rega-Chef Kohler.

verloren. Rega-Chef **Ernst Kohler** musste seinen 500 000-Franken-Lohn offenlegen. Die gemeinnützige Stiftung steht unter erhöhter Beobachtung. Finanzchef **Andreas Lüthi** weint den goldenen Zeiten in der Mitarbeiterzeitschrift nun ein paar Tränen nach: Als er 2006 die Privatindustrie verlassen habe, habe er die unternehmerische Freiheit nicht vermisst, denn diese sei «kaum vorhanden». Bei der Rega sei es «höchst entspannend» gewesen, «nicht permanent mit Kunden über Qualität und Preise feilschen zu müssen», schreibt Lüthi im Editorial. Nun will Lüthi, der pro Jahr zwischen 300 000 und 400 000 Franken bekommen dürfte, kämpfen. «Auch wenn damit meine entspannte Phase zu Ende geht.» (*cal*)

Die Interessengemeinschaft Volkskultur forderte Anfang Woche die Parlamentarier dazu auf, in der traditionellen Tracht ihrer Heimat zu erscheinen. Für die rund zwanzig National- und Ständeräte, welche dem Aufruf folgten, war ein kleines Fest mit traditionellem Brauchtum ausgelobt: Jodel und Ländlerkappelle bei einem urchigen Umtrunk. Nicht so recht ins Bild passte **Christa Markwalder** (FDP), Präsidentin der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs). Sie erschien in der Gotthelf-Tracht, die nach **Jeremias Gotthelf** benannt ist: Der Berner Schriftsteller-Landpfarrer vertrat Ideale, welche in Kreisen der von ihrer eigenen Fortschrittlichkeit beseelten EU-Turbos wohl nur ein mildes Lächeln ernten: Heimatliebe, Verzicht und Erdverbundenheit. Ihr Berner Ratskollege **Adrian Amstutz** (SVP) ätzte, Markwalder mit Tracht sei etwa so passend, wie wenn er sich seine Haare rosarot färben würde. (*fsc*)



**Neue Kleider:** Christa Markwalder (FDP, 2. v. r.).

## Nachruf



**«Buch!»:** Kritiker Reich-Ranicki.

**Marcel Reich-Ranicki (1920–2013)** — Die schönste aller Geschichten, die ich über Marcel Reich-Ranicki kenne, hat mir sein Sohn erzählt. Andrew, der als Mathematikprofessor in Edinburgh lebt, wollte seinen Vater besuchen. Als das Taxi vorfuhr, stand Marcel Reich-Ranicki auf dem Balkon. Der Taxifahrer, der kaum ein Wort Deutsch sprach, stutzte, zeigte mit dem Finger auf den berühmten Mann, suchte nach Worten, drehte sich schliesslich triumphierend zu Andrew um und sagte, den Finger immer noch auf Reich-Ranicki gerichtet, nur dieses eine Wort: «Buch!»

Er hat gelobt und begeistert, verrissen und verletzt, gestritten und gespalten. Mit dem «Literarischen Quartett» hat er die Literaturkritik, also das Gespräch über Bücher, auf zuvor unvorstellbare Weise populär gemacht. So wurde er von einer Instanz des Literaturbetriebs zu einer Institution der deutschen Nation, die 1999, als die später verfilmte Autobiografie «Mein Leben» erschien, staunend erfuhr, dass Marcel Reich-Ranicki und seine Frau Teofila die Judenverfolgung nur überlebt haben, weil ein polnischer Drucker namens Bolek beschlossen hatte, Adolf Hitler zu trotzen und das junge Paar im Keller seines kleinen Hauses zu verstecken. Dass beide überlebten, war ein Wunder, und wie ein Wunder mutet auch der Aufstieg an, der begann, als der Kritiker 1958 in das Land der Mörder seiner Eltern und seines Bruders zurückkehrte. Ein Vaterland hatte er nicht mehr, eine Heimat fand er nur in der deutschen Literatur, die er liebte mit Leidenschaft und Inbrunst. Jetzt ist Marcel Reich-Ranicki im Alter von 93 Jahren gestorben. *Hubert Spiegel*

# Warum die Deutschen Merkel lieben

Von Thilo Sarrazin — Die Wahlen in Deutschland zeugen von einer geisterhaften Stabilität der Politik. Die FDP scheiterte an Eigenfehlern, und das Phänomen Merkel verliert alles Rätselhaft, wenn man die Kanzlerin unter dem Aspekt der Machtgewinnung und Machtbewahrung analysiert.



Lange war in Deutschland vom Ende der grossen Volksparteien die Rede gewesen. Über 40 Prozent hatte die CDU/CSU zum letzten Mal bei der Bundestagswahl 1994 erungen, und der

SPD war dies gar seit 1980 nur einmal gelungen, nämlich 1998, als Gerhard Schröder Bundeskanzler wurde. Jetzt hat die CDU/CSU unter Angela Merkel 41,5 Prozent der Stimmen bekommen, und trotz eines leichten Anstiegs auf 25,7 Prozent muss sich die SPD mit dem zweitschlechtesten Ergebnis seit Gründung der Bundesrepublik begnügen.

Zudem ist eine historische Säule der deutschen Parteienlandschaft, die FDP, mit 4,8 Prozent an der Fünf-Prozent-Hürde gescheitert. Eine ganz neue Kraft, die eurokritische «Alternative für Deutschland» (AfD) erreichte dagegen auf Anhieb 4,7 Prozent und wäre fast in den Bundestag gelangt.

## Umwälzung? Nur an der Oberfläche

Sind wir Zeitzeuge einer grossen Umwälzung in der deutschen Parteienlandschaft? Nur scheinbar lautet die Antwort ja, wenn man auf die Parteien schaut. Ein ganz anderes Bild ergibt sich, wenn man sich die grossen Stimmblöcke der eher bürgerlichen Parteien im Vergleich zu den eher linken Parteien anschaut. Hier beobachten wir über die 64 Jahre seit der ersten Bundestagswahl 1949 eine fast geisterhafte Stabilität: Beinahe durchweg vereinten CDU/CSU und FDP mehr Stimmen auf sich als SPD, KPD (in den fünfziger Jahren), Grüne (seit den achtziger Jahren) und Linkspartei (seit den neunziger Jahren) zusammengenommen. Eine Stimmenmehrheit für die Parteien links von der Mitte gab es nur 1998, 2002, 2005. Bei den übrigen sechzehn Wahlen hatten stets die bürgerlichen Parteien eine Mehrheit.

So relativieren sich die Verschiebungen des letzten Wahlsonntags: Das «linke Lager» (SPD, Linkspartei, Grüne) verlor 2,9 Prozentpunkte und landete bei 42,7 Prozent, das «rechte Lager» (CDU/CSU, FDP, AfD) gewann 2,6 Prozentpunkte und landete bei 51,0 Prozent. Jedes Lager hat sein spezifisches Drama:

— Das Drama des linken Lagers besteht darin, dass die Linkspartei auf Bundesebene (noch)

nicht koalitionsfähig ist. Das wird sich bis zur Bundestagswahl 2017 geändert haben.

— Das Drama des rechten Lagers besteht darin, dass sowohl FDP als auch AfD an der Fünf-Prozent-Klausel scheiterten und damit bürgerliche Stimmen von 9,5 Prozent der Wähler gar nicht im Bundestag vertreten sind.

Angela Merkel wird darüber nicht traurig sein. Die ganz Logik ihrer Euro- und Europapolitik läuft nämlich darauf hinaus, Stimmen wie jene der AfD an den Rand zu drängen und deren Forderungen zu dämonisieren. Dabei versammelt die AfD gegenwärtig mehr kompetente Ökonomen in ihren Reihen als alle übrigen Parteien zusammengenommen.

Es hätte dem Parlament gutgetan, wenn bei künftigen Entscheidungen über Rettungsschirme et cetera jeweils auch eine Stimme kritischer Vernunft zu hören gewesen wäre.

## Machtwechsel sind die Ausnahme

Wenn die CDU/CSU nicht aufpasst, kann die AfD für sie zu dem werden, was die Linkspartei für die SPD ist: die ungeliebte kleine Schwester, die im eigenen Stimmen-Pool räubert, mit der man sich aber nicht verbünden mag. Das kann künftig Machtverlust bewirken oder Machtgewinn verhindern.

Die grosse Trägheit des deutschen politischen Systems zeigt sich nicht nur am stabilen

Übergewicht des bürgerlichen Blocks, sondern auch daran, dass Machtwechsel durch Wahlen in Deutschland die Ausnahme sind: Seit 1949 stellte sich achtzehnmal ein amtierender Bundeskanzler zur Wahl: Fünfzehnmal wurde er bestätigt, nur dreimal kam es aufgrund einer Bundestagswahl zum Kanzlerwechsel:

— 1969 verbündeten sich SPD und FDP gegen den Wahlsieger CDU/CSU. Dies war nur möglich durch das Charisma der Ausnahmeerscheinung Willy Brandt.

— 1998 gewann Gerhard Schröder gegen Helmut Kohl: Der war einfach im Amt gealtert und war erkennbar nicht mehr in der Lage, eine glaubwürdige Zukunft zu vermitteln.

— 2005 gewann Angela Merkel gegen Gerhard Schröder. Der hatte durch Sozialreformen, die Deutschland veränderten, der Linkspartei 8,7 Prozent der Stimmen zugeführt und eine Koalition mit ihr ausgeschlossen. So kam es zur schwarz-roten Koalition.

Daraus ging die SPD recht gerupft hervor und erzielte 2009 das schlechteste Wahlergebnis aller Zeiten. Auch die FDP erfuhr am Sonntag, wie gefährlich ein Bündnis mit Merkel sein kann. Freilich hat die FDP selbst den Hauptbeitrag zum eigenen Desaster geleistet, indem sie – ob in der Steuer- und Finanzpolitik, bei der Energiewende oder bei der Euro-Rettung – jedes Profil einer liberalen Partei vermissen liess und zum bedingungslosen Erfüllungsgehilfen der Bundeskanzlerin wurde.

Bei der SPD gab es vor vier Jahren solche Fehlleistungen nicht. Sie stellte vielmehr in der damaligen Koalition die wichtigsten, besten und bekanntesten Minister. Umso verstörender war es, dass sie 2009 trotzdem ein Drittel ihrer Wählerstimmen einbüsste.

Für Grüne und SPD sind die Risiken für beide denkbaren Partner einer Regierungskoalition ganz unterschiedlich:

— Angela Merkel würde die grünen Themen im Umweltbereich bedenkenlos übernehmen und einen grünen Umweltminister mit der Umsetzung betrauen. Er kann dann die verwirrten Fäden der Energiewende wieder ordnen, er muss vor den Bürgern steigende Strompreise vertreten. Ein Finanz- und ein Wirtschaftsminister von der Union würden schon schauen, dass die grünen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Fraglich wäre es, ob nach den vier Jahren die Grünen bei der Bundestagswahl 2017 besser dastünden als heute.

— Die SPD wiederum muss fürchten, dass ihre kleine Schwester Linkspartei in der Opposition



Langeweile vor Witz: Angela Merkel.



weiter erstarkt, während sie in einer grossen Koalition unpopuläre Einsparungen mitzutragen und teure neue Rettungsmassnahmen für die Währungsunion zu beschliessen hat.

Es gibt sehr rationale Gründe für die SPD, die Opposition zu wählen: Die Konjunktur, die Wettbewerbsfähigkeit und Angela Merkel selber befinden sich gegenwärtig auf einem Gipfel, von dem nur noch ein Abstieg möglich ist, und die Kosten der Euro-Rettung sind bislang nur den Experten klar. Soll die SPD da als Juniorpartner mit dabei sein, wo doch erfahrungsgemäss der Ertrag aller Chancen, soweit es sie gibt, sowieso der Kanzlerin zukommt? Ist es nicht besser, gemeinsam mit der Linkspartei 2017 nach der Macht zu greifen und von der Enttäuschung über die Regierung zu profitieren, die unvermeidlich kommen wird?

Die Wahl wird Merkel haben, weder SPD noch Grüne werden sich einer Koalition verweigern.

### Die Merkel-Methode

Damit bin ich beim Phänomen Angela Merkel. Alles Rätselhaft um ihre Person und ihre Politik löst sich auf, wenn man die Annahme trifft, dass Machtgewinn und Machterhalt bei ihr alle anderen Motive dominieren:

— Indem sie 2000 im Spendenskandal der CDU frühzeitig klar Position bezog, stürzte sie zuerst Kohl vom Sockel und wurde nach der Entmachtung Schäubles selbst Parteivorsitzende.

— Indem sie 2003 auf dem Leipziger Parteitag ein geradezu neoliberales Parteiprogramm propagierte und durchsetzte, entmachtete sie den Rest der alten Garde, der sich gegen sie wandte und in offener Abstimmung verlor.

— Indem sie als Bundeskanzlerin seit 2005 sozialdemokratische Themen adaptierte, bewirkte sie den Abstieg der mitregierenden SPD in der Wählergunst.

— Indem sie die CDU auf vielen Feldern von der Energiewende bis zur Homo-Ehe in linke und grüne Themenfelder führte, gewann sie den Kampf um die nach links rückende Mitte der Gesellschaft.

— Indem sie zur Euro-Retterin wurde, knüpfte sie an die historischen Linien an, die bereits Adenauer und Kohl gezogen hatten, und wurde so zur respektierten Verwalterin der grossen Traditionen und Träume der Union.

— Indem sie sich unsentimental und immer sehr schnell von Personen trennte, die zur Belastung wurden, verbreitete sie das notwendige Mass an Furcht, das jede dauerhafte Machtsicherung braucht.

Zu Hilfe kommt ihr ihre ungeheure Impulskontrolle. Niemals äussert sie sich zornig, nie entschlüpft ihr ein unbedachtes Wort. Das ist besonders wichtig in der heutigen Mediengesellschaft, in der kleinste Fehlleistungen in Minuten über die Welt verbreitet und auf ewig zum jederzeitigen Abruf konserviert werden.

Wer unterhaltsam ist, greift auch mal daneben. Das kann sich heute kein prominenter Politiker mehr leisten. SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück musste das bitter erfahren. Im Zweifel setzt Angela Merkel zu jeder Zeit Unschärfe vor Klarheit, Bandwurmsätze vor Brillanz, Langeweile vor Witz, Schweigen vor Reden, Zögern vor Handeln.

Es ist deshalb nur selten ein Vergnügen, ihr beim Regieren zuzuschauen. Aber ihre Fehler findet man eher im Grundsätzlichen als im täglichen Handwerk. Und wo ein politischer Gegner mal einen Punkt machen könnte, etwa beim Mindestlohn oder der Mietpreisbremse, dort übernimmt sie flugs seine Position und bekennt sich auch noch dazu.

Angela Merkels Ziele mag man unklar finden, ihre Strategie fehlerhaft, aber die Taktik des täglichen Sich-Durchwurstelns ist zumeist makellos, und die Deutschen scheinen das zu mögen. Diese Nation der Dichter und Denker, die immer wieder ins Ungewisse strebte und damit ihre Nachbarn verschreckte, scheint ganz zufrieden, wenn man ihr die tägliche Unbill vom Halse hält, durch Energiewende und europäische Solidarität für ein gutes Gewissen sorgt, den Lebensstandard hält und die Rente sichert.

Angela Merkel steht dafür, dass es immer so bleiben möge, mehr ist auf Erden nicht zu erhoffen. Dafür lieben sie die Deutschen. ○

CREDIT SUISSE 



## Sie möchten Ihr Lebenswerk erfolgreich weitergeben.

Ein Generationswechsel in der Firmenleitung stellt Sie als Unternehmer vor vielfältige Herausforderungen. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung für Ihren Nachfolgeprozess und kontaktieren Sie Ihren persönlichen Berater oder rufen Sie uns an unter der Gratisnummer 0800 88 88 71.

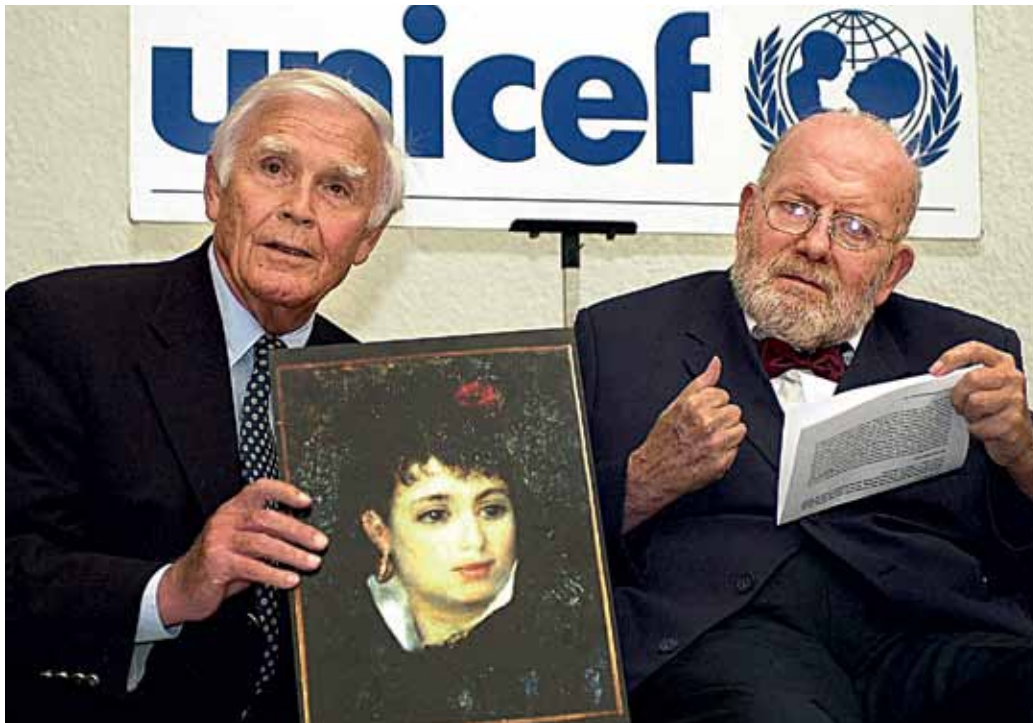
Credit Suisse – Die Bank für Unternehmer

[credit-suisse.com/unternehmer](http://credit-suisse.com/unternehmer)

Jetzt bestellen:  
«unternehmer» Magazin zum  
Thema Unternehmensnachfolge

# Bund: Riskante Entscheidungen

Von Pierre Heumann — Die Kontroverse um die Rau-Sammlung wird nie zur Ruhe kommen. Solange die Kunstobjekte existieren, wird sich immer die Frage nach der Herkunft stellen.



«Es ist vertrackt»: Unicef-Botschafter Fuchsberger, Mäzen Rau, Renoir-Gemälde, 2001.

Derzeit werden unter dem Titel «Sammlung Rau für Unicef» Objekte aus einer der wertvollsten privaten Kunstsammlungen der Welt versteigert. Unicef Deutschland ist zufrieden. Die bisherigen Auktionen haben ihr von Mai bis Juli 2013 rund 43 Millionen Euro in die Kasse gespült. Bis Dezember sollen zusätzliche Verkaufsrunden die Schatullen der deutschen Stiftung weiter füllen.

Umstritten ist allerdings, ob Unicef Deutschland tatsächlich rechtmässige Eigentümerin der Kunstobjekte ist, die sie jetzt veräussert. Schuld an diesem Zweifel ist die Schweiz. Sie hatte es versäumt, das Kunst-Vermögen, das der Mäzen Gustav Rau der von ihm gegründeten Schweizer Stiftung *Fondation Rau pour le Tiers Monde* geschenkt hatte, zusammenzuhalten. Das wäre Aufgabe der Stiftungsaufsicht gewesen, die im Eidgenössischen Departement des Innern (EDI) angesiedelt ist (siehe *Weltwoche* Nr. 38/13). Auch dass die Objekte schliesslich bei Unicef Deutschland gelandet sind, ist letztlich dem Versagen Schweizer Behörden anzulasten. Nie hat ein Gericht zudem geklärt, ob die Bilder Stiftungseigentum seien oder dem Privatmann Rau gehörten.

Die Causa Rau beschäftigt die Schweiz seit fünfzehn Jahren. Im Jahre 2000 erklärte das EDI die Sammlung zu Raus Privateigentum. Damit musste es sich nicht nur richterliche

Kompetenzen an, sondern griff auch in ein hängiges Gerichtsverfahren ein. Danach schuf das EDI mit einer (scheinbar einwandfreien) Verfügung die juristische Basis, damit das Stiftungsvermögen – mehrere hundert Millionen Franken – die Schweiz in Richtung Deutschland verlassen konnte.

## «Finger weg!»

Im September 2001 feierte Unicef die Übergabe der Schenkung. Rau war anwesend. Doch Journalisten, die bei der Feier zugegen waren, hatten ein ungutes Gefühl. Der Mäzen, dessen Gesundheit stark angeschlagen war, nehme kaum mehr etwas von der Welt wahr, waren sie überzeugt. «Dass mit der Übergabe Raus persönlicher Wille erfüllt wurde, musste auch das EDI stark bezweifeln», schrieb die *NZZ* vier Jahre später.

Die Ungereimtheiten aus jener Zeit wirken bis heute nach.

So wurden Gemälde von Claude Monet in Werkverzeichnissen während Jahren als Eigentum der rauschen Drittweltstiftung aufgeführt. «Doch jetzt kommt diese in der Reihe der Voreigentümer nicht mehr vor – da ist doch etwas komisch», meint Rechtsanwalt Dieter Hug, den die Vormundschaftsbehörde als Beistand der Drittweltstiftung eingesetzt hatte.

Im Kunsthandel muss der Besitznachweis akribisch genau nachgezeichnet werden. Ist die Provenienz eines Gemäldes umstritten, besteht das Risiko, dass man es Jahre nach der Ersteigerung auf einer Auktion an den Eigentümer herausgeben muss, weil das Gemälde mit einem rechtlichen Makel behaftet ist. «Je nachdem, in welchem Staat ein Gemälde versteigert wurde, kann dies noch Jahrzehnte nach der Auktion der Fall sein, wie beispielsweise in Grossbritannien, den USA und der Schweiz», sagt Kunstrechtsexperte Andrea Raschèr. «Gemälde mit unklarer Provenienz bergen immer das Risiko, dass man sie früher oder später zurückgeben muss. Falls die Provenienz nicht lückenlos ist oder Zweifel bestehen – Finger weg!», bringt der Experte die Risiken einer nicht erwiesenen Herkunft auf den Punkt.

Zu den kostbarsten Bildern, die Rau je erworben hatte, gehört «Das Meer bei l'Estaque» von Paul Cézanne. Das war im Jahr 1981 bei Sotheby's in London. Er kaufte es allerdings nicht für sich, sondern für seine Stiftung *Fondation Rau pour le Tiers Monde*, seine Drittweltstiftung. Die wichtigsten Werkverzeichnisse und Ausstellungskataloge geben deshalb als Eigentümerin übereinstimmend Raus Drittweltstiftung an, nicht aber Unicef.

Verzwickelt ist ebenfalls die Herkunft von Monets «Le pont de bois», das Unicef diesen Sommer nach Kanada verkauft hat. Im *Wildenstein-Katalog*, dem wichtigsten Werk über Monet, wird dieses Gemälde als Eigentum der Drittweltstiftung geführt. Ausstellungskataloge erwähnen als Eigentümerin ebenfalls die Drittweltstiftung. Als das Bild im Juni versteigert wurde, wurde diese aber nicht als Eigentümerin aufgeführt.

Juristen beurteilen die früheren Eigentumsverhältnisse an den rauschen Kunstobjekten unterschiedlich. Das deutsche Wirtschafts magazin *Capital*, das in seiner jüngsten Ausgabe den Fall Rau nochmals aufrollt, kommt deshalb zum Schluss: «Es ist vertrackt.»

Die Anwälte von Unicef berufen sich darauf, dass das Kinderhilfswerk laut Erbschein von 2008 Alleinerbin von Dr. Rau sei. Die Eigentümererstellung beziehe sich auch auf Werke, «die in Katalogen oder anderen Schriftstücken bereits einmal als Eigentum der Drittweltstiftung [...] bezeichnet wurden», fasst Unicef gegenüber der *Weltwoche* ihren Anspruch auf die Bilder zusammen.

Die Kunstrechtlerin Teresa Giovannini von der Genfer Kanzlei *Lalive* warnt hingegen: «Aufgrund der zahlreichen veröffentlichten Publikationen sollten Käufer sehr sorgfältig prüfen, ob Unicef die ordentliche Provenienz des betreffenden Kunstwerks garantieren kann. Niemand sollte Millionen riskieren, wenn der Verkäufer keinen klaren und unmissverständlichen Nachweis über die Provenienz erbringen kann.»

*terra  
vite  
vita*

## WEBSHOP di BINDELLA



**[www.bindellaweine.ch](http://www.bindellaweine.ch)**

Benvenuti in unserem Webshop.  
Hier finden Sie die ganze Vielfalt unseres Weinsortiments.

Vom grossen Klassiker zum auserlesenen Juwel.  
Mit Schwerpunkt Italien – von Nord bis Süd.

Ergänzt durch Qualitätsweine aus Spanien, Frankreich,  
Argentinien, Neuseeland, Chile und den USA.

Hier erfahren Sie auch alles über wechselnde Spezialangebote  
sowie geplante Degustationsanlässe, Weinseminare und -reisen.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Herzlich

*Rudi Bindella*

Geniessen Sie Ihre Freude am Wein auch in unserer **Vinoteca di Bindella**.  
Fachsimpeln, entdecken, sich begeistern lassen. Und die aktuellen Promotions-Weine degustieren.  
Hönggerstrasse 115 | 8037 Zürich | T 044 276 62 51 | Mo bis Fr 10 – 18.30, Sa 9.30 – 16 Uhr



**BINDELLA**

Bindella Weinbau-Weinhandel | Hönggerstrasse 115 | 8037 Zürich | T 044 276 62 62 [www.bindellaweine.ch](http://www.bindellaweine.ch) [www.bindella.ch](http://www.bindella.ch)

## Trendwende

Von Henryk M. Broder — Die Zaubertricks des linken Spitzenpolitikers Gregor Gysi.



Nicht nur vor den Wahlen wird getrickst, geflunkert und gelogen, auch nach dem Stichtag geht das Balkenbiegen weiter. Nach der bayerischen Landtagswahl

trat der Spitzenkandidat der SPD, der Münchner Oberbürgermeister Christian Ude, vor die Mikrofone und erklärte, niemand könne mehr bestreiten, dass es eine «Trendwende» zugunsten der SPD gegeben habe. Zwar habe die CSU beinahe die absolute Mehrheit erreicht, aber im Vergleich zu den letzten Wahlen habe die SPD um zwei Prozent zugelegt, von 18,6 auf 20,6 Prozent! Was der OB nicht sagte: Wenn die Trendwende im selben Tempo weitergeht, wird die bayerische SPD in nur 75 Jahren – in Bayern wird alle fünf Jahre gewählt – die absolute Mehrheit im Lande haben – falls nichts Unerwartetes dazwischenkommt.

Nun sind Politiker, die eine Niederlage eingestehen, so selten wie Jungfrauen in einem Eros-Center. Die Gabe der Realitätsverweigerung gehört zur Grundausstattung jedes Politikers. Einige allerdings halten es mit Schopenhauer und sind überzeugt, dass die Welt nur als «Wille und Vorstellung» existiert. Wie der Spitzenkandidat der Linkspartei, Gregor Gysi, der am Wahlabend vor Freude kaum noch stehen konnte: «Wer hätte das 1990 gedacht, dass diese Partei die drittstärkste Kraft der Bundesrepublik wird? Das finde ich einfach toll!»

Rechnerisch hatte Gysi recht. Seine Linkspartei war mit 8,6 Prozent der Stimmen auf Platz drei gelandet, nach CDU (41,5 Prozent) und SPD (25,7 Prozent) und knapp vor den Grünen mit 8,4 Prozent. Gysi hätte sagen können: «Wir sind die Vorletzten, nur die Grünen haben noch schlechter abgeschnitten», aber das sagte er natürlich nicht. Er hat sein Handwerk, sich die Wirklichkeit schönzureden, in der DDR gelernt, als Mitglied der Staatspartei SED, die er nach der Wende sehr geschickt in die PDS überführte, aus der dann die Linke wurde. Es war ein Zaubertrick, der vor allem dem Zweck diente, das Parteivermögen der SED zu retten. Nebenbei rettete Gysi sich selbst, auch wenn der Verdacht, mit der Stasi kollaboriert zu haben, bis heute auf ihm lastet. So wurde aus einem mutmasslichen IM ein ehrenwerter MdB. Früher sagte man: «Junge Huren, alte Betschwestern.» Heute nennt man so etwas «Trendwende».

## Das Leuthard-Paradox

Von Silvio Borner — Der Stromverbrauch soll bis 2035 um 13 Prozent sinken, nachdem er sich von 1950 bis heute versechsfacht hat.

Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) und ihre Einflüsterer decken langsam die Karten auf. Zwei Jahre nach der Verkündung der Energiewende hat sich bei der Stromproduktion wenig verändert. Die Stromerzeugung aus Fotovoltaik hat sich zwar seither vervierfacht und diejenige mittels Windrädern immerhin verdoppelt. Nur bleibt eine Vervielfachung von null immer noch null, und eine Vervielfachung von «nahe bei null» bleibt «nahe bei null».

Die beiden genannten Erneuerbaren erbrachten auf Jahresbasis gerade mal 0,6 Prozent der gesamten Stromerzeugung, was einem Zwanzigstel derjenigen von Beznau und Mühleberg entspricht. Bis 2035 soll dieser über die Jahres- und Tageszeiten erst noch stark schwankende Anteil auf gegen 10 Prozent steigen, während die 36 Prozent der stets verfügbaren sogenannten Bandenergie der Kernkraftwerke ganz wegfallen sollen. Die Geothermie ist noch lange nicht produktionsreif, und Biomasse ist ökonomisch und ökologisch wenig attraktiv.

### Je billiger, desto heller

Das Beispiel Deutschlands zeigt drastisch, dass ein forciertes Ausbau von Windkraft und Fotovoltaik auf heute sage und schreibe 35 Prozent der installierten Leistung (Kapazität) dennoch nur gerade wenig mehr als 10 Prozent zur tatsächlichen Stromerzeugung beisteuert. Genau umgekehrt ist es bei Kohle und Kernkraft. Kohle liefert mit gut 20 Prozent der installierten Leistung 45 Prozent der gesamten Produktion, die Kernkraftwerke mit 7 Prozent der installierten Kapazität immer noch mehr als 15 Prozent. Kohle- und Atomstrom zusammen erbringen daher 60 Prozent der gesamten Stromerzeugung. Die Subventionen für die Erneuerbaren haben bis 2011 über 50 Milliarden Franken verschlungen, während die zukünftigen Staatskosten für bereits installierte Fotovoltaik-Anlagen auf weitere 100 Milliarden Franken geschätzt werden.

Diese ernüchternde Bilanz auf der Angebotsseite verlangt nach Antworten auf der Nachfrageseite, dem Stromkonsum. Wen wundert es, dass sich Frau Leuthard und Co. noch stärker auf die Energieeffizienz, also das Stromsparen, einschossen. Der Stromverbrauch soll bis 2035 um 13 Prozent sinken, nachdem er sich von 1950 bis heute versechsfacht hat. Ohne Zusammenbruch der Wirt-

schaft ist das nie und nimmer zu schaffen. Aber eine massive Preiserhöhung im Alleingang hätte genau dies zur Folge. Aber weshalb garantiert eine Steigerung der Energieeffizienz keine Abnahme der Stromnachfrage? Steigende Effizienz ist eine wirklich gute Sache, da der gleiche wirtschaftliche Output mit einem sinkenden Energieeinsatz einhergeht. Das findet doch gerade ein Ökonom prima. Aber er müsste die Sache zu Ende denken und käme zu folgenden Schlüssen:

- 1 — Steigende Energieeffizienz erhöht die Nachfrage nach Energie.
- 2 — Das ökonomische Sparpotenzial ist viel geringer als das technische und wird daher überschätzt.

Der zweite Punkt ist schnell abgehakt: Würde tatsächlich in rauen Mengen Strom einfach unproduktiv verschwendet, hiesse das nichts anderes, als dass die Haushalte und Unternehmen zu dumm oder zu faul sind, die Millionen, die auf

der Strasse liegen, einfach aufzulesen. Oder anders gesagt: Wir können davon ausgehen, dass profitorientierte Unternehmen jegliche Kosteneinsparungsmöglichkeit gerne und schnell ergreifen.

Der erste Punkt – bereits seit dem letzten Jahrhundert als Jevons-Paradox bekannt – ist etwas subtiler. Die gewaltigen Effizienzgewinne bei Dampf-, Benzin- oder



Elektromotoren haben deren Verbreitung rasend schnell befördert und zu sinkenden Energiekosten geführt. Kein Wunder, ist mit der ständig steigenden Nachfrage auch das Angebot gestiegen. Dazu kommt der Rebound-Effekt. Mehr Energieeffizienz lässt uns mehr Geld in der Tasche für anderes. Wenn der Benzinverbrauch des Autos auf die Hälfte sinkt, leisten wir uns ein zweites oder fahren wieder mehr Kilometer. Wenn wir die Häuser besser isolieren, erhöhen wir die Raumtemperatur auf ein viel höheres Komfortniveau. Und im Sommer gestatten wir uns mehr Kühlung durch Air-Conditioning in Autos oder Büros. Je effizienter und daher billiger die elektrische Beleuchtung, desto heller wollen wir es überall haben.

Zudem steigern all die sich sehr schnell verbreitenden aufladbaren Geräte die Nachfrage nach Strom. Paradoxerweise werden beispielsweise Elektrovelos sogar noch subventioniert. Was das Bestreben nach Energieeffizienz letztlich antreibt, sind stark steigende Preise. Aber genau das löst wieder neue Nachfragen aus.

# China braucht den äusseren Feind

Von Hansrudolf Kamer — Die Führung um Xi Jinping festigt ihre Macht mit altbewährten Mitteln. Der Prozess gegen Bo Xilai und der Fokus auf äussere Feinde gehören dazu.



Immer wenn eine Diktatur ihre Führung durch die nächste ersetzt, keimen im Westen Hoffnungen auf eine Liberalisierung, wenn nicht Demokratisierung auf. Meistens werden sie enttäuscht.

Chinas neue Staatslenker verhalten sich textbuchmässig: Sie konsolidieren ihre Macht, mit Repression und Propaganda. Alles andere ist Nebensache.

Dem diene das grossinszenierte Gerichtsverfahren gegen Bo Xilai, den Sohn eines Revolutionsveteranen, einen Charismatiker mit populär-robuster Ausstrahlung und Galionsfigur der Parteilinken. Die Anprangerung Bos sollte den Willen der Machthaber in aller Öffentlichkeit demonstrieren, die Korruption zu bekämpfen.

Antikorruptionskampagnen sind wiederkehrende Ereignisse im kommunistischen Kalender, ohne dass es je gelingt, das gesellschaftlich tiefverwurzelte Übel auszurotten. Korruptionsvorwürfe sind deshalb eine beliebte Waffe in Machtkämpfen. Wer von aussen versucht, diese Vorgänge in den Eingeweiden der Partei zu verstehen, muss Kaffeesatz lesen, zuverlässige Informationen gibt es kaum.

So lässt sich zwar feststellen, dass im Umfeld des Verfahrens gegen Bo weitere Protagonisten der Parteilinken von der Polizei in die Mangel genommen wurden. Ins Visier geraten ist offenbar auch der siebzigjährige Zhou Yongkang, der unter Xis Vorgänger Hu Jintao einer der Mächtigsten der Mächtigen war.

Zhou war Mitglied im Exekutiv Ausschuss des Politbüros und Chef der nationalen Polizei und der Inland-Nachrichtendienste. Zhou war Protektor Bo Xilais und förderte dessen Karriere. Allgemein war erwartet worden, dass Bo die Nachfolge Zhous im Politbüro antreten und oberster Sicherheitschef werden sollte.

Ein Indiz dafür, dass für die Machthaber um Xi Jinping nicht alles rundläuft, ist der Widerstand der Gegner. Bo selber verteidigte sich im Prozess mit markigen Worten und widerrief ein frühes Geständnis. Seine Anhänger sprachen öffentlich von einer politischen Vendetta.

In einem Brief aus dem Gefängnis, den die *South China Morning Post* publizierte, erklärte Bo, er wolle in die Fussstapfen seines Vaters

treten. Dieser war ebenfalls zweimal von Parteifeinden in den Kerker geworfen, später aber vollständig rehabilitiert worden.

Das Rauf und Runter auf der Karriereleiter im kommunistischen China ist ein bekanntes Phänomen. Bei allen Machtkämpfen scheint es so etwas wie ein pragmatisches Elitebewusstsein zu geben – man kann ja nie wissen, ob man den in Ungnade Gestossenen einmal doch wieder braucht.

Was die Sache für Xi Jinping und seine Gefolgsleute kompliziert, ist die Wirtschaftslage, eine Abschwächung des Wachstums. Es befindet sich mit über sieben Prozent zwar immer noch auf einem Wert, von dem Europäer und Amerikaner nur träumen können. Doch der Trend und die Last der übrigen Probleme beunruhigen die Führung, und sie sucht nach Gegenmitteln.

## Die sieben Gefahren für die Gesellschaft

Seit April zirkuliert ein Memorandum Xi Jinpings in Kreisen der Parteikader, das Dokument Nummer neun, das dem China-Korrespondenten der *New York Times* zugespielt wurde. Das Papier zählt sieben Gefahren auf, die der chinesischen Gesellschaft drohen und die mit aller Kraft bekämpft werden müssen.

Im Wesentlichen ist es der Kanon «westlicher Werte»: verfassungsmässige Demokratie,

universell gültige Menschenrechte, Unabhängigkeit der Medien, Teilnahme der Bürger an der Politik und Markt-Liberalismus. Die Bevölkerung dagegen wird mit weniger abstrakten Motivationsschüben in Trab gehalten.

Letzte Woche beging China hochhoffiziell den «nationalen Erniedrigungstag». Das Datum markiert den Tag im Jahr 1931, als japanische Agenten den berühmten Mukden-Zwischenfall inszenierten, einen Bombenanschlag auf die südmandschurische Eisenbahn. Es war eine Provokation. Die Chinesen wurden dafür verantwortlich gemacht. Das war der Vorwand für die japanische Invasion und Besetzung der Mandschurei.

Die Geschichte ist längst darüber hinweggegangen. Doch die Erinnerung an japanische Gräueltaten, angereichert durch Untaten aus der Kolonialgeschichte der Westmächte, wird wach gehalten. Die Vergangenheit wird in den Dienst der Gegenwart gestellt, um von inneren Problemen abzulenken. Keinem Geringeren als Mao, dem Zuchtmeister Chinas, wird diese bahnbrechende Erkenntnis zugeschrieben.

Doch während der Herrschaft des grossen Steuermanns wurde diese nationale Erniedrigung nicht zelebriert. Erst das Tiananmen-Massaker 1989 änderte die Lage. Ein konservativer Backlash folgte. Die rebellierende Jugend sollte mit Patriotismus und der Empörung über die Demütigungen durch äussere Mächte geködert werden.

Die Ablenkung gelang. Die Führung versucht heute, die Umweltzerstörung, die sich öffnende Reichtumsschere, die Überalterung und die Innovationsarmut in den Griff zu bekommen. Demokratie und Liberalisierung sind keine Hilfsmittel dafür. Sie gefährden das Einzige, worum es wirklich geht – den Machterhalt.



Rauf und runter auf der Karriereleiter: Gerichtsverfahren gegen Bo Xilai.

## Begrenzt besteuerte Grenzgänger

Von Christoph Mörgeli

Nur wer gegen den Strom schwimmt, gelangt zur Quelle. Liechtenstein entdeckt die Quellensteuer als Geldquelle. An der Quelle besteuern heisst, das Geld dort abschöpfen, wo es sprudelt. Das Ländle will künftig die Schweizer Grenzgänger mit einigen Prozenten besteuern. Man rechnet in Vaduz mit bis zu 22 Millionen Franken Mehreinnahmen. Nun jammert Liechtenstein auf recht hohem Niveau. Das Fürstentum leistete sich eben einen Parlamentspalast für 42 Millionen – und dies für 25 Landtagsabgeordnete.

Was Liechtenstein bei 10 000 Schweizer Pendlern recht ist, sollte der Schweiz bei 270 000 ausländischen Grenzgängern billig sein. Deren Besteuerung beruht aber auf recht willkürlichen Doppelbesteuerungsabkommen. Selbstverständlich wie fast immer nach tüchtigen Schweizer Verhandlungen: tüchtig zu unserem Nachteil. Über hunderttausend deutsche Grenzgänger verwandeln unsere Strassen täglich in einen Tatzelwurm. Und bewegen sich in dessen Tempo zwischen hoch bezahltem Schweizer Arbeitsplatz und tief bezahltem deutschen Eigenhäusle.

Weil die Deutschen verhandeln können, bleibt den Kantonen bei deutschen Pendlern eine Quellensteuer von lächerlichen 4,5 Prozent. Weil es kaum Pendler in umgekehrter Richtung gibt, liegt der grosse Profiteur auf der Hand: der grosse Bruder im grossen Kanton. Auch im Westen nichts Neues. Jenseits der Grenze gibt's dort viel Wald und Wiesen, aber wenig Arbeitsplätze. Darum pendeln die Franzosen massenweise in die Schweiz. Grosser Profiteur ist mit 4,5 Prozent Quellensteuer «La Grande Nation». Einzig Genf besteuert die französischen Arbeitnehmer an der Quelle und zahlt dem Nachbarn nur 3,5 Prozent zurück. So verdient die Republik am Léman ein Sümmchen von jährlich über 500 Millionen.

Die OECD empfiehlt in ihrem Musterabkommen das Genfer Modell. Werde die Arbeit in einem andern Vertragsstaat ausgeübt, «so können die dafür bezogenen Vergütungen im andern Staat besteuert werden». Der Bundesrat unterwirft sich der OECD geradezu masochistisch. Ausser wenn die Schweiz mit der Grenzgänger-Besteuerung einen Vorteil hätte. Die Tessiner machen's besser und besteuern die italienischen Grenzgänger zu zwei Dritteln. «Grenzgänger» gilt im Südkanton als Reizwort. Aber mit ihrem Ja zum Verschleierungsverbot sind die Tessiner ja selber eine Art Grenzgänger.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Omeletten mit spanischen Nierli

Von Peter Bodenmann — Endlich mehr Klartext in der Politik:  
Vom «Aff» gebissen. «Eier» abschneiden, am Strick aufhängen.



Schluss mit politischer Korrektheit: FDP-Präsident Müller.

Welcher UBS-Banker hat per Telefonbefehl erfolgreich die Wahl von Christoph Blocher und Hans-Rudolf Merz in den Bundesrat durchgesetzt?

Das Ziel von Marcel Ospel war klar: FDP und SVP sollten in Bundesrat und Parlament mit einer eigenen Mehrheit für rechte Politik sorgen. Leider liess Pascal Couchepin zusammen mit Samuel Schmid die beiden Ospel-Mannen im Bundesrat immer wieder auflaufen.

Der Gipsler Philipp Müller versucht jetzt die SVP von rechts her zu knacken. Die Differenzen zwischen den Freisinnigen und der SVP werden laufend kleiner. Und die Erfolge scheinen Müller recht zu geben. Bei der letzten Umfrage ist die SVP bei 23 Prozent zwischengelandet. Kurz nachdem Mörgeli und Co. öffentlich von einer 40-Prozent-SVP geträumt hatten.

Rechtsnationale Sprache folgt rechtsnationaler Politik und umgekehrt. Für Christoph Mörgeli ist Sandro Brotz vom «Aff» gebissen. Für Ueli Maurer ist der Kameramann der «Aff». Und im Kosovo wollte unser Bundespräsident einem SRF-Kameramann gleich noch das Genick brechen. Für Christoph Blocher ist der Kampf gegen die EU-Kommission vergleichbar mit dem Kampf gegen Nazischergen. This Jenny möchte dem Vergewaltiger Anthamatten die «Eier» abschneiden. Kurz bevor ihn der Walliser SVP-Grossrat Jean-Luc Addor auf seiner Homepage aufhängt.

Und für den FDP-Präsidenten Müller ist UBS-Chef Ermotti schlicht und einfach ein «Arschloch».

Die Mannen an den Stammtischen quieken. Endlich ist Schluss mit politischer Korrektheit. Endlich werden wieder Omeletten mit spanischen Nierli serviert. Weniger Freude an dieser analfixierten Hoden-weg-Sprache haben die Frauen. Sie sind heute nicht nur zunehmend besser ausgebildet als wir Männer, sondern auch politisch etwas kultivierter.

SVP und FDP vergessen eine alte Regel: Politik wird – ob man dies will oder nicht – immer in der politischen Mitte entschieden. Nur wer den braven Töchtern des Kleinbürgertums schöne Augen macht, kann eigene Mehrheiten erreichen. Wer es noch nicht begriffen hat, muss Mutti Merkel fragen. Deshalb kommen Freisinn und SVP heute zusammen nur mehr auf lächerliche 38 Prozent der Stimmen. Deshalb verlieren sie beide gemeinsam Stimmen an die Grünliberalen und die BDP.

Sprache ist eine Droge. Wer sie nicht mehr kontrolliert einsetzt, macht die Konsumenten der eigenen Politik süchtig nach immer mehr Verbalradikalismus.

Philipp Müller ist ein erfolgreicher Politiker auf Kosten der SVP und auf Kosten seiner eigenen Partei.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Ein Elite-Problem

Von Kurt W. Zimmermann — Das Einzige, was Medienkonsumenten überhaupt nicht interessiert, ist die Medienvielfalt.

Alle vermissen sie. Allen fehlt sie. Alle sehnen sich nach ihr. Nichts auf dieser Welt wird so sehr vermisst wie die Medienvielfalt.

Die Rechten vermissen sie sehr. «Einheitskost» beklagt SVP-Bundesrat Ueli Maurer in seinem neusten Referat und wünscht sich die Medienvielfalt zurück.

Die Linken vermissen sie sehr. «Mehr vom Gleichen» beweint die SP Schweiz in ihrem neusten Positionspapier und wünscht sich die Medienvielfalt zurück.

Die Mediengurus vermissen sie sehr. «Inhaltliche Konformität» bejammert FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher in seinem neusten Statement und wünscht sich die Medienvielfalt zurück.

Die Wissenschaftler vermissen sie sehr. «Qualitätsverlust» betrauert der Soziologe Kurt Imhof in seinem neusten Medien-Jahrbuch und wünscht sich die Medienvielfalt zurück.

Die Einzigen, denen die Medienvielfalt völlig schnuppe ist, sind seltsamerweise die Medienkonsumenten.

Letzte Woche wurden die neusten Leserzahlen der Schweizer Blätter bekannt. Den meisten Zeitungen und Zeitschriften liefen auch diesmal wieder die Leser davon. Das ist nicht weiter bemerkenswert, daran hat man sich seit fünfzehn Jahren gewöhnt.

Interessanter als der Niedergang ist der Quervergleich. Wie viele Leser, so die Frage, lesen neben ihrem Stamblatt eine zweite Zeitung?

Nehmen wir Zürich zum Beispiel. Es ist die einzige Deutschschweizer Stadt, wo die Medienvielfalt noch richtig funktioniert. Die Leser des linksliberalen *Tages-Anzeigers* etwa können als ideale Ergänzung die rechtsliberale *Neue Zürcher Zeitung* nutzen. Wie viele *Tagi*-Leser lesen also die *NZZ*, um sich eine echte Meinung zu bilden? Es sind genau 16,5 Prozent. Dem grossen Rest ist die angebotene Meinungsvielfalt völlig egal.

Noch klarer ist die Situation in Basel. Hier beklagen sich die Leser der *Basler Zeitung* seit Jahren über den konservativen Kurs ihres Blatts. Ideal als Gegenposition wäre für sie der fortschrittliche *Tages-Anzeiger*. Wie viele Leser der *Basler Zeitung* lesen also den *Tages-Anzeiger*? Es sind genau 4,7 Prozent. Mehr als 95 Prozent des Publikums wollen keine geistige Alternative.

In der Westschweiz sieht das Bild genau so aus. Nur 11 Prozent der Genfer *Le Temps*-Leser lesen gleichzeitig die *Tribune de Genève*. Nur



Wer braucht eine zweite Zeitung?

11 Prozent der Leser der *Freiburger Nachrichten* lesen gleichzeitig die regionale Alternative *La Liberté*.

## Ausnahmefall Sonntag

Der einzige Markt, wo sich das Publikum so etwas wie Medienvielfalt wünscht, ist der des Sonntags. Man hat mehr Zeit. Genau ein Drittel der Sonntagsleser konsumiert darum mehr als eine Zeitung.

Die häufigste Kombination ist jene von *Sonntagsblick* und *Sonntagszeitung*. 154 000 Leser lesen beide Blätter. An zweiter Stelle steht die Kombination von *NZZ am Sonntag* und *Sonntagszeitung*. 143 000 Leser nutzen gleichzeitig die beiden Titel. Das sind jeweils Überschneidungen von rund 22 Prozent der Leserschaft.

Dennoch: Selbst im Ausnahmefall Sonntag wollen 67 Prozent der Schweizer nicht mehr als ein gedrucktes Produkt und nicht mehr als eine Meinung.

Das war etwas viel Statistik, zugegeben. Die Statistik war nötig, um das politische und wissenschaftliche Geschrei um die Meinungsvielfalt etwas zu relativieren. Eindeutig ist: Die Bevölkerung will nicht mehr Medienvielfalt. Sie liest eine einzige Zeitung, nutzt daneben Radio, TV und Internet und ist mit diesem Mix absolut zufrieden.

Medienvielfalt ist also ein reines Eliteproblem.

# Die Königin

Von Beatrice Schlag — Vom Krönchen zum Shitstorm.

Amerikanische Highschools und Colleges vergeben viele bei uns unbekanntes Titel an ihre Studenten. Einer davon ist «Homecoming Queen», was nichts mit Heimkommen



zu tun hat. Es ist einfach ein Wettbewerb, bei dem die beliebteste, hübscheste oder in Selbstvermarktung geschickteste Studentin zur Schulkönigin des Jahres erkoren wird.

Die 16-jährige Cassidy Lynn Campbell, die am vergangenen Freitag auf dem Footballfeld der Marina High School im südkalifornischen Huntington Beach das Krönchen ergatterte, war weder die schönste noch die raffinierteste unter den Kandidatinnen. Aber sie war die erste transsexuelle «Homecoming Queen» der USA. Drei Jahre zuvor hatte sie noch Lance Campbell geheissen. Natürlich sagte Cassidy in ihrer tränenerstickten Dankesrede, sie sei ausser sich vor Freude. Und natürlich fügte sie hinzu, sie habe das nicht für sich getan, «sondern für alle da draussen in der Nation, die so sind wie ich». Dann ging sie mit Freunden feiern.

Wenige Stunden später war sie, das Krönchen noch immer auf dem Kopf, verzweifelt auf einem neunminütigen Youtube-Video zu sehen. Nach der Feier hatte die junge Königin sich vor den Computer gesetzt, um zu sehen, was die Social Media zu ihrem Courage-Akt zu sagen hatten. Es war erwartungsgemäss nicht erfreulich. «Die denken, ich sei nur ein Junge, der sich zum Spass als Mädchen verkleidet hat, um eine Krone zu gewinnen. Dabei ist das Gegenteil wahr: Ich habe mich mein Leben lang als Mädchen gesehen. Ich will nicht berühmt werden. Ich will den Leuten die Augen öffnen und sie lehren, soziale Normen zu überdenken. Und ich hoffte, ich könne einen Tag lang glücklich sein, wenigstens einen Tag lang. Aber es wird nie passieren.»

Manche Dinge lassen einen am Verstand junger Menschen zweifeln, die sich wie Cassidy Lynn Campbell, seit Jahren rege Benutzerin von Social Media, Tag für Tag auf Twitter, Facebook oder Youtube tummeln. Lesen sie nur ihre eigenen Beiträge? Wie sonst kann ihnen entgehen, dass Menschen im realen Leben auf Aussenseiter oder Andersdenkende nicht halb so hemmungslos eindreschen wie im Netz?

## Leserbriefe

«Ist denn ein Politiker, der unverrückbar verhaftet bleibt, besser als einer, der die Grösse hat, auch mal seine Meinung zu ändern?» *Rolf Gamma*



«Einzig übriggebliebene Amateure»: Schweizer Politiker.

### Mehr Nachsicht

Nr. 38 – «Slalomfahrer, Wendehälse»; Philipp Gut und Christian Mundt über die Bundeshaus-Politiker

Auf einen seiner Meinungsumschwünge angesprochen, meinte einst Konrad Adenauer: «Was interessiert mich mein Geschwätz von gestern.» Was Politikern von staatsmännischem Format oft wohlwollend nachgesehen wird, wird unsern Politikern von der *Weltwoche* zum Vorwurf gemacht. Ist denn ein Politiker, welcher seinen Prinzipien unverrückbar und in nibelungenhafter Treue verhaftet bleibt, besser als einer, der die Grösse hat, auch mal seine Meinung zu ändern? Im Wissen, dass heutzutage auf allen Gebieten Experten erforderlich sind, sollte man gegenüber den einzig übriggebliebenen Amateuren – den Politikern mehr Nachsicht walten lassen. So, wie es Leute gibt, welche den Kehricht abführen müssen, braucht es Politiker, die unsere Interessen zu vertreten haben. Ihre zuweilen uferlose Tollpatschigkeit kann hierzulande zum Glück referendarisch zurechtgebogen werden. *Rolf Gamma, Brissago*

### Unsinnig und unnötig

Nr. 38 – «Man sollte ihnen einen Chip einsetzen»; Interview mit Henriette Haas über den Fall der getöteten Adeline M.

Die Frau lieferte sich dem Täter völlig aus. Das ist absoluter Irrsinn. Die Behörden weisen auf

die Erfahrung der Frau hin. Wenn Sie einen Feuerwehrmann schutzlos ins offene Feuer schicken, ist dessen Erfahrung völlig irrelevant. Die Behörden betonen, dass es bislang nur wenige Zwischenfälle gegeben habe. Das könnte aber auch daran liegen, dass es eben nur eine sehr kleine Population hochgefährlicher Täter gibt. Nicht jeder hochgefährliche Täter ist allerdings ein Psychopath. Wir hätten heute die Möglichkeit, hochgefährliche Täter besser zu erkennen, sofern wir uns der hierfür zur Verfügung stehenden Mittel besser bedienen würden. Es ist unsinnig und unnötig, jetzt alle Täter mit einem Freigangverbot zu belegen, das reduziert die Gefahr, die von hochgefährlichen Tätern ausgeht, nicht, sondern schränkt nur die Möglichkeiten der Resozialisierung weniger riskanter Täter ein. Und damit ist der Gesellschaft und den Opfern nicht geholfen. *Catja Wyler van Laak, Zürich*

Wie viele vergewaltigte und ermordete Frauen braucht es noch, bis sich auch der letzte Träumer von seinem realitätsfremden Menschenbild verabschiedet? Triebtäter sind triebgesteuert, und darum gehören sie weggesperrt. Das Argument «Wegsperrn ist zu teuer» ist schändlich, weil es bedeutet, dass diese Leute Menschenleben gegen Geld aufwiegen. Eine Gesellschaft, die sich diesen Schutz nicht leistet, ist letztlich nicht besser als die Täter. *Heinrich Vettiger, Wetzikon*

Zur Frage, ob hier nicht besser ein Mann als eine Frau als Betreuer eingesetzt worden wäre:

«Ein Psychopath kann auch Männer töten ...» – ja, aber dieser Mörder hat Frauen vergewaltigt, nicht Männer getötet. *Werner Jauslin, Muttenz*

### Im Hefeteig der Häme

Nr. 38 – «Deine Waffe war die Indiskretion»; Pirmin Meier über Niklaus Meienberg

Das stupende Wissen Meiers überwältigt mitunter bis sehr oft seine Zuhörer oder Leser – auch er ist ja nicht frei von Eitelkeit. Erstmals in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* wurde ich nun aber zu meiner unverhohlenen Freude gewahr: Meier ist zum Anbeissen intelligent! Ja, das tut sauwohl, wie er dem gebenedeiten Vornamensvetter des Schweigers und Friedensstifters von der Ranftschlucht – Meiers Biografie zu ihm ist bereits in der dritten Auflage – in rasantem Tempo an den Karren fährt! Im Hefeteig der Häme des Kommilitonen von ehemals gedeiht das Futter für wahrlich höchste Leselust – wie in derselben Nummer nur noch bei Andreas Thiel, der Giftnudel vom Dienst.

*Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil*

Es zeugt von Grosszügigkeit, dass die *Weltwoche* Beiträge über Niklaus Meienberg derart prominent platziert. Damit können auch die linken Kritiker dieser Wochenzeitung überzeugt werden.

*Andreas Schmied, Fräschels*

Eine ziemlich verwegene Idee, Niklaus Meienberg zwanzig Jahre nach dessen Tod einen offenen Brief zu schreiben. Die Absturzgefahr ist gross. Aber nach der Lektüre muss ich sagen: brillant geschrieben, wunderbar. Danke für diesen Text.

*Matthias Walti, Muri*

### Wird auch die Ehefrau angehört?

Nr. 38 – «Strassburg besiegt Bern»; Lucien Scherrer über den Familiennachzug

Das «Recht auf Familienleben» wird wohl immer vom verurteilten Kriminellen und seinen Anwälten in Strassburg eingeklagt. Ich frage mich, ob der Gerichtshof für Menschenrechte auch die Ehefrau des Kriminellen anhört, ob sie tatsächlich das Familienleben mit diesem weiterführen will oder ob sie vielleicht sogar froh wäre, wenn er verschwinden würde. Die gleiche Frage müsste – im Interesse der Kinder – auch von der zuständigen Vormundschaftsbehörde abgeklärt werden. Im Übrigen ist die Ausweisung eines Kriminellen nach Schweizer Recht gar nicht mit der Trennung der Familie verbunden: Es ist der Ehefrau unbenommen, dem Ausgewiesenen in sein Heimatland zu folgen und dort mit ihm das Recht auf



Familienleben in Anspruch zu nehmen, wenn sie denn wirklich mit einem Verurteilten zusammenleben will.

Peter V. Brunner, Stäfa

### Karrierekalkül

Nr. 38 – «Plazenta zum Frühstück»; Rico Bandle über Mama-Literatur

Wo der Autor Widersprüchliches zu erkennen meint, herrscht nichts als Kohärenz. Über Muttersein zu schreiben, ist ein gänzlich anderes Treiben, als Mutter zu sein. Die Karriere bleibt fest im Blick, und über die Innigkeit des Verhältnisses zum Kind ist bestenfalls noch gar nichts gesagt.

Daniel Sonder, Meilen

Der Artikel zeigt einmal mehr das Selbstverständnis von vielen Feministinnen: «Mann» muss nichts wollen, solange er nicht schwanger wird und keine Mutter ist.

David Brunner, Wetzikon

### Reflektierte Berichterstattung

Nr. 38 – «Falsches Feindbild»; Tristan Brenn über das Schweizer Fernsehen

Schon fast mit Genugtuung nehme ich zur Kenntnis, dass das SRF «Opfer» von unfairer und grotesker Berichterstattung ist. Ich freue mich über die künftigen Reportagen des SRF, in denen ebenso reflektiert über den nächsten Lebensmittelskandal, über Abzocker, Preisvergleiche Schweiz/EU et cetera berichtet werden wird wie Herr Tristan Brenn über seinen Arbeitgeber.

Simon Arnold, Reiden

### Vom Chronisten zum Deuter

Nr. 37 – «Feigheit vor dem Leben»; Roger Köppel über Suizide von Managern

Roger Köppels Text zu den tragischen Ereignissen, die sich kürzlich auf den Teppichetagen zweier schweizerischer Grosskonzerne abgespielt haben, gehört mitunter zu den treffendsten Analysen der Tagesaktualität, die das undefinierbare dürrmattsche Malaise, das der aussenstehende Betrachter dabei empfand, artikulieren und erklären – der Autor der betreffenden Zeilen vollzieht souverän die Wandlung vom blossen Chronisten zum Deuter des Zeitgeschehens.

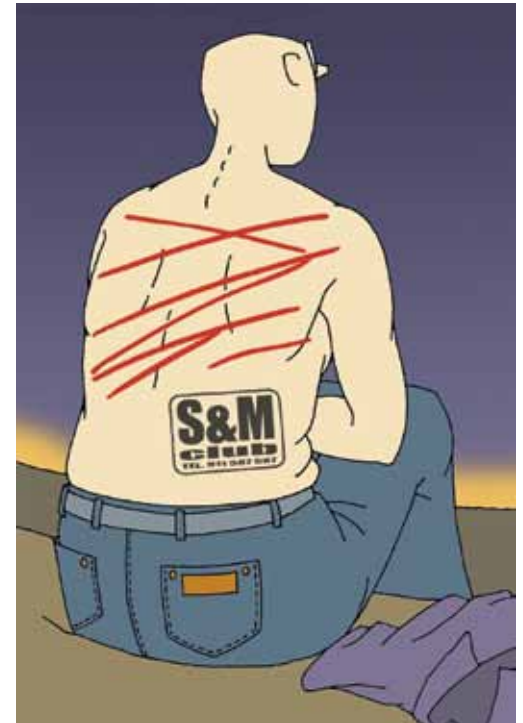
In einem Punkt jedoch ist Roger Köppel zu widersprechen, nämlich beim Vorwurf der «Fahnenflucht» an die Adresse Josef Ackermanns: Falls es wirklich zutrifft, dass die Zurich gegen ihren VR-Präsidenten eine Untersuchung über die Anschuldigungen ihres Finanzchefs aus dem Jenseits lancieren wollte, so blieb Josef Ackermann als Möglichkeit nur der sofortige Rücktritt. Mit seinem konsequenten Schritt hat uns Josef Ackermann einen beachtenswerten Denkanstoss gegeben: Statt eine Stellvertreterdebatte über das *too big to fail*-Syndrom zu führen, sollte man sich diesbezüglich künftig eher auf die Auswahlkriterien für die Beförderungspraxis beim Topmanagement von Grossunternehmen konzentrieren – wenn ein Unternehmen für eine Volkswirtschaft derart systemrelevant wird, sind nur die *Wägsten* und Besten gut genug, um mit Führungsverantwortung betraut zu werden.

Gefälligkeits- beziehungsweise Opportunismus-Beförderungen sind in solchen Fällen volkswirtschaftlich schlichtweg unverantwortlich, weil mit immensen Risiken und unwägbareren potenziellen Kollateralschäden für uns alle behaftet.

Jürg Lindecker, Greifensee

### Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich als untätowierter über Vierzigjähriger in einem trendigen Stadt-Strandbad an einem heissen Abend mein Poloshirt ausziehen?

Patrick Roth, Zürich

Sie sind über vierzig, wollen in ein extracooler Strandbad und haben kein Tattoo? Okay, da müssen Sie sich ja unwohl fühlen. Wer heute ohne Tribal am Oberarm, chinesisches Schriftzeichen am Rücken oder aufgemalten Anker, aufgemalte Schwalben und Blumengestecke das Haus verlässt, gehört zu einer aussterbenden Spezies, die wir in ein paar Jahren nur noch im Zoo hinter Verglasung beobachten können. Ihren Oberkörper dürfen Sie deshalb nur unter ganz bestimmten Bedingungen in der Wildnis zeigen: Sie gehen jeden Tag ins Gym und haben ein Sixpack, das in der Sonne reflektiert. Sie haben den perfekten Tan, der Ihnen im Airbrush-Studio mit der Spritzpistole aufgesprüht wurde. Und das Shirt, das Sie besitzen, ist von Ed Hardy. Dann dürfen Sie – müssen Sie! – es ausziehen und Ihren Oberkörper aller Welt präsentieren.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

  
CRESTA  
PALACE

*Herbstzauber*

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub, Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison bis 13. Oktober 2013

★★★★

CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 . [www.crestapalace.ch](http://www.crestapalace.ch)  
Elisabeth und Hanspeter Herren



### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

# Wohlleben im Speckgürtel

In Schulen und Justiz hat sich eine therapiefreudige Betreuungsindustrie etabliert, die auf Kosten der Steuerzahler abkassiert. Wer sind die Profiteure? Von Philipp Gut und Lucien Scherrer

Selbst im Gefängnis gibt es Momente, die sich für Häftling F. wie Ferien anfühlen. «In dieser Zeit kann ich komplett abschalten», sagte er im August anlässlich eines Besuchs von wohlwollenden Presseleuten. «Bin ich bei Gaudi, gibt es nur ihn, mich und die Therapeutin.» F. ist einer von bis zu zehn Insassen der Strafanstalt Saxerriet in Salez SG, die einmal in der Woche eine «tiergestützte Therapie» absolvieren – und Gaudi, ein Esel, ist sein Partner. F. bringt Gaudi das Traben bei, ohne Druck oder Gewalt anzuwenden. Dabei lernt er, seine «Beziehungsfähigkeit» zu verbessern, was sich auch auf seinen Umgang mit Menschen auswirken soll. «Mit der tiergestützten Therapie sollen soziale Kompetenzen wie Einfühlungsvermögen, Verantwortung und Geduld gestärkt werden», sagt Joe Keel, Direktor des kantonalen Amtes für Justizvollzug, «sie ist Teil unserer Bemühungen, das Rückfallrisiko der Insassen zu senken.»

Ob die Eseltherapie aus F. tatsächlich einen besseren Menschen macht, bleibt allerdings offen, eine Evaluation läuft noch. Sicher ist: Gaudis Job im Gefängnis verhilft seiner Besitzerin Annemarie Diener Bürgin zu einem staatlich finanzierten Auskommen. Seit 2007 hat die Spezialistin für tiergestützte Therapien eine 50-Prozent-Stelle beim Kanton St. Gallen, wobei Joe Keel nicht verraten will, wie hoch ihr Verdienst ist. Wie viel eine Eseltherapie kostet, weiss dagegen überhaupt niemand, da die Psychiatrischen Dienste des Kantons ihre Leistungen pauschal verrechnen. undefinierte und intransparente Kosten sind ein verbreitetes Phänomen im Therapiestaat Schweiz, wie noch zu zeigen sein wird.

## Ein Tag in der Psycho-WG

Das Beispiel ist nur eines unter vielen. Überall dort, wo sich der Staat für Betreuung und Erziehung seiner Bürger verantwortlich fühlt – namentlich im Justizvollzug und im Schulwesen –, ist ein Speckgürtel aus komfortabel entlohnten Spezialisten entstanden, die von Steuergeldern und Krankenkassenprämien leben. Wie prächtig diese Therapieindustrie gedeiht, haben zwei aufsehenerregende Fälle gezeigt: der notorische Gewalttäter «Carlos», der von mehreren Sozialarbeitern rund um die Uhr betreut wurde, und der verurteilte Vergewaltiger Fabrice A., der mittels Reittherapie seine Gewaltfantasien in den Griff bekommen sollte und dabei seine Therapeutin mit einem Messer ermordete, das er gemeinsam mit dem Opfer gekauft hatte.

Während der Nutzen derartiger Settings umstritten bleibt, sind die Kosten längst aus dem Ruder gelaufen. Allein der Justizvollzug kostet nach Schätzungen eines Bundesratsberichts rund eine Milliarde Franken im Jahr. Einer der grössten Kostentreiber ist der Therapieboom in den Strafanstalten (*Weltwoche* Nr. 34/13), wobei die horrenden Ausgaben nur teilweise konkret ausgewiesen werden.

Im Berner Frauengefängnis Hindelbank etwa werden siebzehn Insassinnen in einer «Wohngruppe Therapie» betreut. Asoziale werden in «prosozialem geschickten Denken, Fühlen und Verhalten» trainiert, während Drogenabhängigen «Respekt vor Abstinenzwilligen» beigebracht wird. Ein Platz in der Psycho-WG kostet 575 Franken pro Tag, macht bei siebzehn Patientinnen über 3,5 Millionen im Jahr.

## Urbanioks geniales Businessmodell

Gutachter, Psychiater, Psychologen, Sozialarbeiter, Reit-, Mal- und sonstige Therapeuten kümmern sich um die Sonderbehandlung von Häftlingen und verdienen gutes Geld dabei. Allein für Straf- und Zivilverfahren beschäftigt der Kanton Zürich gemäss dem vertraulichen «Sachverständigenverzeichnis» 29 psychiatrische Gutachter, darunter bekannte Namen wie Frank Urbaniok oder Martin Kieseewetter. Für ein einzelnes Gutachten stel-

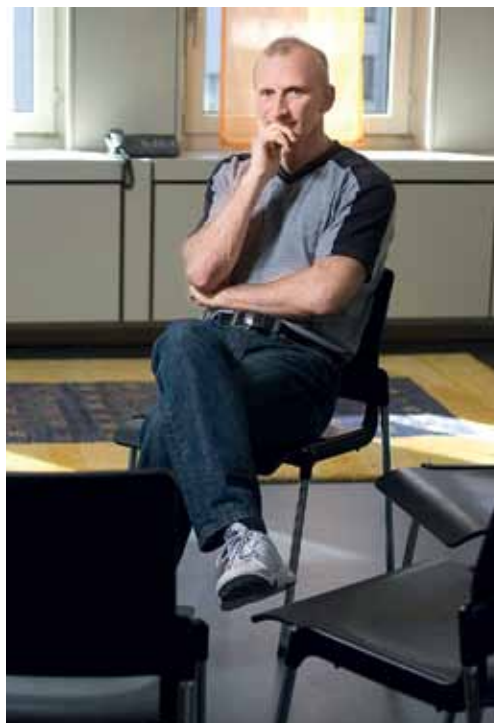
len die Experten bis zu 30 000 Franken in Rechnung. Dabei delegieren sie die Ausführung der Berichte häufig an Mitarbeiter und Assistenten, die ebenfalls an den staatlichen Aufträgen mitverdienen. Die Therapieindustrie zieht Kreise.

Eine lukrative Sonderstellung gewährt der Kanton Zürich dem erwähnten Frank Urbaniok. Der agile Deutsche, dessen Ansichten und Einschätzungen viele Politiker für sakrosankt halten, ist so etwas wie der Guru der forensischen Psychiatrie in der Schweiz und hat an den entscheidenden Stellen die Finger im Spiel. Er bezieht nicht nur ein Spitzenbeamtensalär als Chefarzt des Psychologisch-Psychiatrischen Diensts (PPD). Er verfasst auch privat Gutachten für seinen Arbeitgeber. Und er liefert mit seiner Firma Profecta AG, die im steuergünstigen Nachbarkanton Schwyz beheimatet ist, das EDV-basierte Risikobeurteilungssystem Fotres, das sämtliche Gutachterkollegen, aber auch Anwälte sowie staatliche Organe und Fachleute in andern Kantonen und Ländern beziehen.

Angesprochen auf diese Mehrfachrollen, entgegnet Urbaniok, man könne es ihm kaum verübeln, dass er als Beamter Erfindungen macht. Überdies trenne er die Arbeitszeiten für den Kanton und seine Privatfirma strikt.

Das mag stimmen. Allerdings: Dass Frank Urbaniok die Erfolge seiner Therapiemethoden durch enge Mitarbeiter wie seinen Forschungsleiter Jérôme Endrass evaluieren lässt und dass er sogar selber an Studien über deren Wirksamkeit mitschreibt, ist das i-Tüpfelchen auf einem genialen Businessmodell. Dabei interpretiert der gewiefte Geschäftsmann die Ergebnisse der Untersuchungen in eigener Sache mitunter so stark zu seinen eigenen Gunsten, dass ihm unabhängige Experten nicht mehr folgen mögen. Das Bundesamt für Justiz distanzierte sich ausdrücklich von der grossen Zürcher Forensikstudie aus dem Jahr 2007, die es bei Urbaniok in Auftrag gegeben hatte. Das bisher bearbeitete Datenmaterial lasse «wissenschaftlich die getroffenen Schlussfolgerungen und Empfehlungen in der vorgelegten pointierten Form nicht zu. Der Fachausschuss distanziert sich deshalb von den im Bericht gemachten Schlussfolgerungen und Empfehlungen», so die Bundesspezialisten.

Von der Therapiewelle, die den Strafvollzug erfasst hat, profitiert eine Vielzahl von Personen aus dem Psycho-Sozial-Sektor auch ausserhalb der Verwaltungen. Sie nennen sich «Dipl. psych. FH», «Psychotherapeutin SBAP»



Geniales Businessmodell: Psychiater Urbaniok.



«Zunehmend medizinalisiert oder psychologisiert»: Ergotherapie für Kinder.

oder «Dipl. Kunsttherapeutin GPK» und versuchen im Auftrag der Justizdirektionen etwa Vergewaltiger durch farbenfrohes Malen von deren düsteren Obsessionen zu befreien. In der Arbeit am malerischen Werk, so wirbt eine Therapeutin mit Praxis in Zürich, «erlebt der Klient die eigene Gestaltungskraft und stärkt seine Fähigkeit, auf innere und äussere Umstände Einfluss zu nehmen». Gegenüber ihren Therapeuten müssen die Häftlinge Kooperation mimieren, hinter vorgehaltener Hand reden aber viele Klartext und sagen, was sie von solchen Behandlungen halten: nichts.

### Kosten? Keine Ahnung

Im Unterholz des Therapiedschungels haben die Kantone den Kostenüberblick nicht selten verloren – oder sie verweigern gar die Auskunft, wie im eingangs erwähnten Beispiel aus St. Gallen. Auch eine simple Anfrage beim Kanton Zürich, wie hoch die jährlichen Ausgaben für psychiatrische Gutachten seien, mündet in einer regelrechten Ämterodyssee. Das Amt für Justizvollzug verwies auf die Oberstaatsanwaltschaft, die Oberstaatsanwaltschaft auf das Obergericht, das Obergericht zurück auf das Amt für Justizvollzug – mit dem Ergebnis, dass die Verwaltung offenbar selber nicht weiss, wie viel sie wofür

ausgibt. Der Aufwand für das therapeutische Personal bleibt im Dunkeln, ebenso die Entwicklung des Bestands – dies unter dem Verweis auf «Überschneidungen» und «ausserkantonale Betreuungen».

«Aufgrund der aktuellen unvollständigen Datenlage lassen sich die Kosten für den Vollzug der Massnahmen [...] schweizweit nicht exakt beziffern», schreibt der Bundesrat im erwähnten Bericht. Vierzehn Kantone konnten keinerlei Informationen über die Ausgaben für psychologische Behandlungen liefern.

Das fulminante Wachstum der Therapieindustrie stösst mittlerweile auch beim klassi-

### Undefinierte und intransparente Kosten sind ein verbreitetes Phänomen im Therapiestaat.

schen Gefängnispersonal auf Kritik. Dass immer mehr Insassen eine Therapie absolvierten, sorgte für «mehr Unruhe», sagte der Direktor der Strafanstalt Pöschwies, Andreas Naegeli, kürzlich im *Blick*. Zudem müsse man «aufpassen, dass wir nicht nur noch Spezialisten wie Lehrer, Sozialarbeiter und Therapeuten haben, sondern auch Ressourcen für das Personal, das die Gefangenen tagsüber betreut».

Ein ähnlicher Wildwuchs von spezialisierten Helfern aller Art herrscht im Erziehungs- und Schulwesen. Exemplarisch dafür sind die privaten Familienplatzierungs-Organisationen (FPO), die sich um schwierige Jugendliche kümmern. Ein gutes Geschäft: Die Firma Riesen-Oggenfuss, die den berühmten «Carlos» coachte, berechnete dem Kanton Zürich 29 000 Franken pro Monat, davon allein 7100 Franken für die «Betreuung in der Wohnung».

Laut einer Studie der sozial- und sonderpädagogischen Fachstelle Integras sind in der Deutschschweiz sechzig FPO tätig, die sich ihre Dienste von der Sozialhilfe oder der Jugendstrafrechtspflege vergüten lassen. Wie viel Geld in diesem Betreuungsmarkt umgesetzt wird, lässt sich nur erahnen. Zwanzig FPO, die an einer Integras-Umfrage teilnahmen, erzielten nach eigenen Angaben einen Umsatz von knapp 30 Millionen Franken. «Wir können davon ausgehen», schreibt Studienleiterin Andrea Keller, «dass jährlich ein dreistelliger Millionenbetrag in Dienstleistungen von FPO fliesst, Tendenz steigend.»

### Jeder zweite Schüler wird behandelt

Tatsächlich gibt es laut Keller keine offiziellen Zahlen dazu, wie viele Kinder «fremdplatziert» werden. Von 1996 bis 2010 ist die Zahl jener, die



Verbesserung der «Beziehungsfähigkeit»: Eseltherapie in der Strafanstalt Saxerriet in Salez SG.

staatlich angeordnete «Schutzmassnahmen» erhalten, jedoch dramatisch gestiegen, von 23 000 auf über 43 000. Keller nimmt deshalb an, dass auch die Zahl der «Fremdplatzierungen» kontinuierlich steigt. Wie viele Leute der Betreuungssektor beschäftigt, ist nicht bekannt. Geht man von der Firma Riesen-Oggenfuss aus, die sieben Angestellte beschäftigt, könnten es bei sechzig FPO über 400 Personen sein, was einem kleineren Bundesamt entspricht.

### Man schafft «kranke» Kinder

Doch auch um Kinder, die in weniger schwierigen Verhältnissen aufwachsen, kümmert sich ein wachsendes Heer von Experten und Profiteuren. Denn wie im Strafvollzug herrscht auch im Erziehungswesen der Glaube, dass (fast) jedem geholfen werden muss. Bereits vor zehn Jahren ergab eine repräsentative Untersuchung des Zürcher Bildungsforschers Urs Moser, dass 57 Prozent aller Unterstufenschüler mit Sondermassnahmen beglückt werden. Normal ist das Abnormale geworden.

Schulkinder würden «zunehmend medikalisiert oder psychologisiert» und einem «ausufernden Therapie- und Förderwahn ausgesetzt», schreiben die Kinderärzte Thomas Baumann und Romedius Alber in ihrem Buch «Schulschwierigkeiten». Viele Therapien seien «nutzlos» und «stigmatisierend». Mit dem Drang, jede Abweichung vom Durchschnitt zu pathologisieren, habe man mehr «kranke» als gesunde Kinder geschaffen.

Für die Löhne in der boomenden Therapiebranche kommen die Steuer- und Prämienzahler auf. Laut einer Statistik des Bundesamts für Gesundheit übernahmen die Krankenversicherer im letzten Jahr über 27 Millionen Franken für Logopädie, Ergotherapie und Psy-

chotherapie, wobei die Kosten im Vergleich zum Vorjahr um über 15 Prozent stiegen. Ähnlich sieht es in den Kantonen aus, sofern sie überhaupt Angaben über die Kosten liefern (Bern, der Aargau und Zürich etwa führen keine Statistik darüber, wie viele Kinder therapiert werden und wie hoch die Ausgaben sind). Im Kanton St. Gallen kostet die Sonderpädagogik samt Sonderschulen rund 200 Millionen Franken im Jahr, was einem Fünftel der Volksschulgesamtkosten entspricht. Bereits

### 57 Prozent aller Unterstufenschüler werden mit Sondermassnahmen beglückt.

nahezu jede zehnte Lehrstelle (500 von 5500) ist für Logopäden, Rhythmiker, Legasthenie-, Dyskalkulie- und Psychomotorik-Therapeuten reserviert.

### «Die besten Optionen» für jedes Kind

Der Kanton Bern beschäftigt 1470 Sonderpädagogen (bei über 17 000 Lehrern), in Zürich sind es 1490 von 12 400 Angestellten. Die meisten kümmern sich laut Volksschulamtschef Martin Wendelspiess um die integrative Förderung oder um Kleinklassen. Selbst Wendelspiess, der als glühender Anhänger von Schulreformen bekannt ist – etwa dem integrativen Unterricht –, ist der Ansicht, in Sachen Therapien sei zu viel des Guten getan worden. Nicht nur auf Druck der einschlägigen Lobby, sondern auch der Eltern. «Man wollte helfen, jedem Kind die besten Optionen zu geben», sagt Wendelspiess. Das sei zwar nicht grundsätzlich falsch, es führe aber zu «komplizierten Abläufen und Absprachen», wenn die

Schulen zu viele Spezialisten beschäftigen. Tatsächlich herrscht in vielen Klassenzimmern ein Kommen und Gehen von Heilpädagogen und sonstigen Fachleuten, während die Klassenlehrer über Unruhe und grossen Koordinationsaufwand klagen. Das Zürcher Volksschulamt hat deshalb ein Projekt gestartet, das nach dem Motto «Starke Lernbeziehungen» auf höchstens zwei Lehrer setzt.

### Kein Ende des Booms in Sicht

Ob damit wirklich eine Trendwende eingeleitet ist, ist allerdings zweifelhaft. Logopäden oder Ergotherapeuten sind beileibe nicht die Einzigen, die vom Betreuungs- und Therapieboom profitieren. Der Bieler Lehrer und grünliberale Politiker Alain Pichard hat die Institutionen gezählt, mit denen er in den letzten zehn Jahren in irgendeiner Form beruflich zu tun hatte. Die Liste umfasst sagenhafte 35 Stellen, darunter den Jugendpsychiatrischen Dienst, das Heilpädagogische Ambulatorium, die Psychologische Beratungsstelle für Lehrlinge, die Krisenintervention und Gewaltprävention des Psychologischen Instituts der Uni Bern, das Konflikttraining des Schweizerischen Roten Kreuzes, A.I.D.A (Alphabetisierung für junge Migrantinnen), das Unterrichtscoaching der Pädagogischen Hochschule und so weiter.

Zu beobachten ist eine Dynamik, die aus den vielen Profiteuren noch mehr Profiteure macht – womit sich der Speckgürtel weiter ausdehnt. Denn sind die vielfältigen «Angebote», die wie Herbstpilze aus dem Boden schießen, erst einmal da, erschallt der Ruf nach Koordination, um im Wirrwarr zumindest einigermaßen die Übersicht zu behalten. So wurde in Biel vor einigen Jahren eine Interdisziplinäre Kreisfachgruppe geschaffen, die die Schüler «vorabklären» und den einzelnen Institutionen und Programmen zuweisen soll.

Lehrer Pichard zieht ein ernüchterndes Fazit: Manche Angebote des therapeutischen Überbaus, mit denen die Schulen regelrecht überschwemmt würden, seien ineffizient und nützten den Anbietern mehr als den betroffenen Kindern und Jugendlichen.

Trotz wachsender Kritik an der ausufernden Therapieindustrie – was den Nutzen wie auch die Kosten betrifft – ist ein Ende des Booms nicht abzusehen. Im Gegenteil. Es fehlten über 400 Plätze für eine «angemessene» psychologische Betreuung von Straftätern, sagte Benjamin Brägger, langjährige Chef des Neuenburger Justizvollzugs, kürzlich im *Tages-Anzeiger*.

Und auch an den Schulen ist eine Schubumkehr nicht auszumachen. Die Integration schwieriger Schüler, der steigende Anteil Fremdsprachiger und die gehobenen Ansprüche vieler Eltern führen dazu, dass immer mehr teure Hilfskräfte die Schulzimmer bevölkern. Der Markt für «Therapiebedürftige» aller Art bleibt ein lukratives Geschäftsfeld. O

# Peter Keller: so nicht

Sabotiert SVP-Nationalrat Peter Keller eine Lösung der nuklearen Endlagerung, um sich damit seine Wiederwahl im Kanton Nidwalden zu sichern? Ein Schelm, wer solches denkt. Trotzdem ein paar offene Worte an einen Journalistenkollegen, der sich in die Politik verirrt. *Von Alex Baur*

Vom «Coup der Session», schrieb das *St. Galler Tagblatt*, von einem «politischen Erdbeben» die *Neue Luzerner Zeitung*. Nicht alle waren begeistert, die *Aargauer Zeitung* warnte vor einem drohenden «Scherbenhaufen». Doch in einem waren sich alle einig: Dem Nidwaldner Nationalrat Peter Keller (SVP) war letzte Woche ein Husarenstück gelungen, das selbst alte Politfuchse in Bern überraschte. Durch geschicktes Lobbyieren in den eigenen und in fremden Reihen hatte Keller klammheimlich eine satte Mehrheit zusammengetrommelt für eine Standesinitiative, die ein Vetorecht der betroffenen Kantone bei der nuklearen Entsorgung verlangt. Stimmt der Ständerat dem Vorhaben ebenfalls zu, könnte die mühselige Suche nach dem Standort eines Endlagers um Jahre zurückgeworfen werden.

Die Aktion des SVP-Politikers erstaunt insofern, als die Verhinderung jedes nuklearen Endlagers ein rot-grünes Ur-Anliegen ist. Dass man die Deponien mit oder ohne AKW braucht – rund ein Drittel der strahlenden Abfälle stammen aus der Medizin und der Forschung, auf die, soweit bekannt, auch AKW-Gegner nicht verzichten mögen –, scheint die Grünen nicht zu interessieren. Sie haben noch jeden Standort bekämpft, auf dass ihnen die Entsorgung als ewig ungelöstes Problem erhalten bleibe, das sich politisch bewirtschaften lässt.

Und ausgerechnet bei diesem zynischen Spiel wirkt nun Peter Keller mit, der als Befürworter der Kernenergie gilt. Beflügelt vom Erfolg, setzte er sogar noch einen drauf und lancierte den Vorschlag, den Export des Mülls ins Ausland zu prüfen – eine verführerische, aber leider völlig unrealistische Idee, da sich international längst ein Konsens durchgesetzt hat, laut dem jedes Land seinen eigenen Abfall entsorgt. Wie geht das auf?



«Windfahne»? Nationalrat und Journalist Keller.

Peter Keller ist nicht nur ein hochgeschätzter und kompetenter Arbeitskollege, ich betrachte ihn auch als Freund. Seine Wahl in den Nationalrat mochte ich ihm gönnen, aber sie bereitete mir Sorge. Politik und Journalismus sind unversöhnliche Gegensätze. Gute Journalisten sind Störenfriede, die radikal alles hinterfragen und sich um den Applaus füttern; erfolgreiche Politiker dagegen sind Opportunisten, stets auf der Suche nach Zustimmung und Mehrheiten. Peter Keller ist mit einem scharfen Verstand und einem unbestechlichen Charakter gesegnet; «wenn einer diese an sich unmögliche Schere zwischen Politik und Journalismus schafft», so dachte ich mir, «dann am ehesten er.» Ist Keller

mit dem Atom-Vorstoss nun doch ins Lager der «Windfahnen» abgedriftet, wie die *Sonntagszeitung* höhnisch anmerkt?

Man muss Keller zubilligen, dass er ein paar gute Argumente auf seiner Seite hat. Natürlich ist er als einziger Nationalrat von Nidwalden den Interessen seines Heimatkantons Mass verpflichtet. Dazu muss man wissen, dass Nidwalden ein mögliches Endlager am Wellenberg letztmals 2002 deutlich ablehnte (wobei die Standortgemeinde Wolfenschiessen dem Projekt fast ebenso deutlich zustimmte). Der Bund erklärte die Endlagerung darauf zur Angelegenheit von nationalem Interesse. Und schon bald lag die Option Wellenberg wieder auf dem Tisch. Und natürlich kann man ihm schlecht widersprechen, wenn Peter Keller argumentiert, die Mitsprache der betroffenen Bürger sei stets ein Kernanliegen der SVP gewesen; es sei inkonsequent, wenn man die direkte Demokratie lobe, aber eine Ausnahme mache, wenn der politische Gegner davon profitieren könnte.

Lieber Peter, natürlich würde ich Dir nie vorwerfen, Du seist ein smarterer Wendehals, der sich mit raffiniert vorgeschobenen Spitzfindigkeiten von der Parteilinie wegschleicht, um sich bei den Wählern anzubiedern. Zu Deinen Gunsten gehe ich einfach mal davon aus, dass Du den Gedanken nicht zu Ende gedacht hast. Wenn die Betroffenen mitentscheiden sollen, warum dann die Kantone – und nicht die Standortgemeinden? Das wäre echte Demokratie. Bislang wurde noch jede Atomanlage in der Schweiz von der Standortgemeinde angenommen. Die Grünen, die Dich heute loben, würden Dich für einen solchen Vorschlag hassen. Mit Deinem Manöver hast Du Dir wohl die Wiederwahl gesichert. Leider. Ich hätte mir gewünscht, dass Du auf die Redaktion zurückkehrst. ○

Wir haben ihm eine Sneaker-Sohle verpasst, damit er auf der Karriereleiter eine Bestzeit hinlegt.

THE SHOE PEOPLE



279 CHF



NAVYBOOT  
S W I T Z E R L A N D

# Gefährliche Ideen für den Finanzplatz

Mit höheren Eigenkapitalvorschriften und einer Einschränkung des Investmentbankings wollen SVP und SP den Finanzplatz sicherer machen. Die Aufspaltung der Banken oder höhere Eigenmittelvorschriften hätten allerdings negative Auswirkungen auf die Wirtschaft. *Von Christian Mundt*



*Schwierige Suche nach einer Lösung:* Nationalrat Pardini (SP, l.) im Gespräch mit seinen Kollegen Baader (SVP) und Blocher (SVP).

Die politische Mitte staunte nicht schlecht: Gleich am ersten Tag der nun zu Ende gehenden Herbstsession spannten SP, Grüne und SVP zusammen und überwiesen drei Motionen für ein Trennbankensystem. Diese zielen darauf ab, das risikoreichere Investmentbanking vom risikoärmeren Kredit- und Vermögensverwaltungsgeschäft abzuspalten. Im Fokus stehen dabei die beiden Grossbanken Credit Suisse und UBS.

## Ungelöstes Problem des Durchgriffs

Gleichzeitig mit dem Durchwinken der Motionen wurde bekannt, dass Vertreter der Sozialdemokraten und der Schweizerischen Volkspartei gemeinsam an weiteren Vorstössen arbeiten. Das erklärte Ziel dabei: Keine Bank darf mehr so gross sein, dass sie Volkswirtschaft und Finanzplatz mitreisst, falls sie in Schieflage gerät (*too big to fail*).

Hintergrund ist die von SP-Nationalrat und Gewerkschafter Corrado Pardini im Sommer lancierte Bankensicherheitsinitiative, die bei SVP-Vizepräsident Christoph Blocher auf Interesse stiess. Also haben sich Blocher – unterstützt von Jurist und Ex-SVP-Fraktionschef

## Bankkunden spüren die Auswirkungen der ständig steigenden Regulierung.

Caspar Baader und dem SVP-Finanzexperten Thomas Aeschi – und Pardini zusammengesetzt und ein mögliches weiteres Vorgehen beraten. Herausgekommen sind drei weitere Motionen, die während der laufenden Session eingereicht wurden. Im Vergleich mit den ursprünglichen Ideen sind diese gemeinsam entwickelten Vorschläge deutlich milder. So ist

nicht mehr von einem Trennbankensystem wie in der USA die Rede. Neuerdings soll es lediglich eine Trennung des Eigenhandels von den übrigen Geschäftsbereichen geben. Die Abschwächung verdeutlicht die Schwierigkeit, eine gute Lösung für das Problem zu finden.

Es beginnt schon beim Begriff Investmentbank, der rechtlich nicht definiert ist. Das Investmentbanking umfasst hauptsächlich drei Bereiche: Den Handel und die Herausgabe von Wertpapieren im Auftrag von Kunden, die Beratung beim Kauf oder Verkauf von Unternehmen oder Unternehmensteilen sowie den Eigenhandel – wenn die Bank auf eigene Rechnung mit Wertpapieren handelt. Jedoch nur die letztgenannte Abteilung ist mit einem höheren Risiko verbunden. Die beiden anderen Aufgaben sind aber von volkswirtschaftlich grosser Bedeutung – auch oder gerade für die Realwirtschaft.

Eine vollständige Abtrennung des Investmentgeschäfts von den übrigen Teilen der Bank hätte nicht nur massive Auswirkungen auf die betroffenen Institute, sondern auf den gesamten Finanzplatz Schweiz. Innerhalb der Banken sind die Geschäftsbereiche eng miteinander verbunden. Gibt beispielsweise die Investmentbank eine Unternehmensanleihe aus, kann die Vermögensverwaltung einen Teil davon zu Vorteilsbedingungen für ihre Kunden kaufen. Schweizer Banken können oft nur darum grössere Engagements bei Anleihen oder Aktienaushängen übernehmen, weil sie dank der hausinternen Vermögensverwaltung über eine genügend grosse Platzierungskraft verfügen. Des Weiteren wird in den Investmentabteilungen ein umfangreiches Research betrieben, um die lohnenden Investments zu finden.

Das Geschäft mit grossen, weltweit agierenden Unternehmen oder die Vermögensverwaltung von schwerreichen Kunden oder ganzen Familiendynastien verlangt aber genau solche Dienstleistungen, wie sie eben nur eine global tätige Investmentbank anbieten kann. Wird dieses Geschäft hierzulande verboten oder müsste es abgespalten werden, dürften mittelfristig nicht nur die Tätigkeiten der Investmentbanken, sondern auch die übrigen damit verbundenen Geschäftsbeziehungen ins Ausland abwandern, wie es aus Kreisen der betroffenen Banken heisst.

diesem Fall aber die Folgen der finanziellen Verflechtungen zwischen den verschiedenen Banken. Wie die Finanzkrise gezeigt hat, kann auch der Fall von reinen Investmentbanken (Lehman Brothers oder Bear Sterns) einen Dominoeffekt auslösen.

Weil eine komplette Abspaltung der Investmentbanken hohe volkswirtschaftliche Kosten nach sich zieht und das Problem offensichtlich nicht abschliessend lösen kann, sucht die Politik nach weiteren Allheilmitteln. Als solches wurde das Eigenkapital gefunden. Dieses müsse erhöht werden, verlangen die Vorstösse von SVP und SP. Die beiden Parteien sind sich auch einig darin, dass die

---

### Die Gesetze erzielen das Gegenteil von dem, was sie eigentlich bezwecken wollen.

---

Quote zu den Anlagen absolut und nicht risikogewichtet und für alle Banken gelten soll. Uneinig sind sich die beiden Parteien über die Höhe dieser Quote. Die SVP will 6 Prozent, die SP mindestens 10. Für systemrelevante Banken soll zudem ein Risikozuschlag gelten, verlangen die Sozialdemokraten. Gar 20 Prozent Eigenmittel will die «Bankensicherheitsinitiative» von Corrado Pardini in die Verfassung schreiben.

ein kleines Erdbeben auf dem Finanzplatz sorgen. In den 1990er Jahren wurden die jeweiligen Institute von einer Grossbank übernommen. Wegen der erhöhten Anforderungen an die Liquidität und die Risikoverteilung, wie sie neu im Gesetz stehen, könnte dies nicht mehr möglich sein. Im schlimmsten Fall käme es auch hierzulande zu einem Banken-Run.

### Die Aktionäre bleiben verschont

Die eingereichten Vorstösse erschweren den Banken ihr Geschäft. Langfristig dünnt dies die Versorgung der Bevölkerung mit Bankdienstleistungen weiter aus. Unterstellt man, dass eine Refinanzierung mit Eigenkapital teurer ist als mit Fremdkapital (was allerdings nicht alle Ökonomen bestätigen), muss die Zinsmarge steigen, wenn von den Banken mehr Eigenkapital gefordert ist. Die Folge sind höhere Zinsen für Kredite, welche wiederum von Privatkunden und den Unternehmen auf dem Werkplatz Schweiz bezahlt werden müssten.

Hinzu kommt, dass verschärfte Eigenmittelanforderungen auch Auswirkungen auf die Kreditvergabe haben. Da Banken neue Kredite, die sie vergeben, mit (je nach Vorlage massiv) mehr Eigenmitteln absichern müssten, könnte dies zu einer restriktiveren Kreditvergabepolitik führen. Leidtragende dürften auch in diesem Fall kleinere und mittlere Unternehmen

Derivate der Leidenschaft  
made by Gübelin.

**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN

Die Schweizer Banken dürften gemäss dem Anliegen von links und rechts keine Kreditbeziehung zu ihren ausländischen Tochtergesellschaften unterhalten, sofern diese im Investmentbanking tätig sind. Mit anderen Worten: Die ausländischen Tochtergesellschaften müssen in rechtlich selbständige Einheiten überführt werden. Ungelöst bleibt dabei das Problem des Durchgriffs: Dass im Falle eines Konkurses der Investmentbank die zuständigen Richter im Ausland auf das Vermögen des Stammhauses in der Schweiz zugreifen, Stichwort Konzernhaftung, ist durchaus möglich und wird von Experten so auch befürchtet. Ob es tatsächlich so weit kommt, wird sich erst im konkreten Fall zeigen.

### Angst vor dem Dominoeffekt

Um eine Investmentbank in Konkurs gehen zu lassen, müsste sie juristisch vollständig unabhängig sein. Nach wie vor ungelöst bleiben in

Keiner der Vorschläge berücksichtigt dabei das Risiko der Aktiven, welche die Banken in der Bilanz halten. Es ist darum möglich, dass die Banken zwar ihre Bilanz auf der Aktivseite abbauen, dafür aber höhere Risiken eingehen, wie Kritiker der Vorlagen warnen. Demnach müsste die Qualität der Aktiven mitberücksichtigt werden. Die Vorgaben der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich BIZ in Basel, die als internationale Mindeststandards anerkannt sind, berücksichtigen die Qualität der Aktiven. Obwohl diese «Basel III»-Regeln erst ab 2019 gelten, erfüllen sie sowohl die UBS wie auch die CS bereits heute nahezu.

Bisher zählen in der Schweiz die UBS und die CS als systemrelevant. Es mehren sich allerdings Stimmen, welche auch die Raiffeisenbank, die Zürcher Kantonalbank oder die Postfinance für systemrelevant halten. Wahrscheinlich dürfte schon der Konkurs einer mittelgrossen Regional- oder Kantonalbank für

sein. Bereits heute spüren viele Bankkunden die Auswirkungen der ständig steigenden Regulierung. Mehrere Banken haben in den vergangenen Wochen ihre Gebühren erhöht oder die Leistung für die gleichen Kontogebühren abgebaut. Die Kunden bezahlen so ganz direkt für die ausgebaute Regulierung, welche eigentlich verhindern soll, dass sie als Steuerzahler dereinst einspringen müssen, wenn eine Bank in Schwierigkeiten kommt.

Abgesehen von den volkswirtschaftlichen Kosten, welche die Motionen zur Folge haben werden, schützen sie die Aktionäre. Alle Vorschläge mögen zwar das Risiko einer Bankpleite senken, sie schliessen es jedoch nicht aus. Falls es also trotz allem so weit kommt und der Staat trotz aller Vorsichtsmassnahmen und präventiven Gesetze einspringen müsste, bleiben die Aktionäre verschont. Kein Vorstoss verlangt, dass sie im Falle einer Staatsrettung mit ihrem Aktienkapital haften. ○



«Familienkiste»: die von Wattenwyl, um 1758.

## Regenten, Krieger und Verräter

Jacques de Watteville, der wichtigste Schweizer Diplomat, stammt aus einer «wohledelvesten» Berner Familie. Als international aufgestellte Sippe hat sie den Rahmen der Schweiz immer wieder gefährlich gesprengt. *Von Urs Paul Engeler*

«Wir denken nicht in Legislaturen, sondern in Generationen, also in ganz anderen Zeiträumen», dozierte 2012 Sigmund von Wattenwyl, Schlossherr zu Oberdiessbach bei Thun, in einem Film des Schweizer Fernsehens über die weitverzweigte und mächtige Berner Familie. Jeder von Wattenwyl, sagte er vor der Kamera, sei «nur eine Momentaufnahme, ein Durchlauferhitzer», der in der langen familiären Abfolge zu seiner Zeit «seine Verantwortung» wahrnehmen müsse. Es sei denn auch nicht «sein» grosses Schloss, obwohl es ihm gehöre, sondern «unser» Schloss, das er von seinen Vorfahren, die es im 17. Jahrhundert erstellt haben, ererbt habe und nun für Nachkommen verwalte.

Ein von Wattenwyl ist seinem Clan verpflichtet, ist Teil eines jahrhundertealten, sehr vermögenden, einflussreichen und weltweit verbreiteten Ganzen, das auch institutionell

engst zusammenhält bis auf den heutigen Tag. Jeden Winter tagt im edlen Béatrice-von-Wattenwyl-Haus an der Berner Junkerngasse feierlich die «Familienkiste», an der alle erwachsenen männlichen Träger des alten Namens – es sind weltweit noch weit über hundert – teilnehmen dürfen, auch die Nachfahren der Linien, die schon vor langer Zeit im Ausland Wurzeln geschlagen und fremde Bürgerrechte angenommen haben.

Die 1715 gegründete «Familienkiste» – sie entspricht physisch einer reich verzierten Truhe und juristisch einer altrechtlichen Stiftung – enthält wertvolle Insignien, Urkunden und die Belege für viel gemeinsames Geld, das vom Vorstand verwaltet, mit Handel mit Wertpapieren und der Bewirtschaftung von Liegenschaften, Landgütern oder Rebbergen am Bieler- und Genfersee vermehrt und für allerlei familieninterne Zwecke verwendet wird. Bei der ersten

Äufnung des Fonds waren 18 285 Pfund und 5485 Kronen zusammengekommen (das entsprach dem Wert von über 30 Kilogramm Gold). Wie gross das Vermögen heute ist, bleibt geheim. Bekannt ist, dass die Kiste ums Jahr 1740 mit einem Inhalt von über 200 000 Pfund schon derart überquoll, dass grosszügige Schenkungen für fromme Werke getätigt und Rückverteilungen vorgenommen wurden.

### Ganz oben

Der zurzeit bekannteste «Durchlauferhitzer» dieser Familientradition heisst Jacques de Watteville, 62, und ist eben zum wichtigsten Diplomaten des Landes ernannt worden, zum Staatssekretär für internationale Finanzfragen (SiF). Die de Watteville sind keine Abspaltung, sondern vollwertige Mitglieder des Berner Patriziergeschlechts. Die de Watteville pflegen nach der Attitüde des Berner Stadt-



adels die als nobler eingestufte französische Schreibweise des Namens, die, ein Unikum, behördlich als gleichwertig anerkannt wird. In dieser Manier ist auch die offizielle Familiengeschichte parallel zweisprachig abgefasst, Wort für Wort. In Bern, sagt de Watteville, werde er mit «von Wattenwyl» angesprochen.

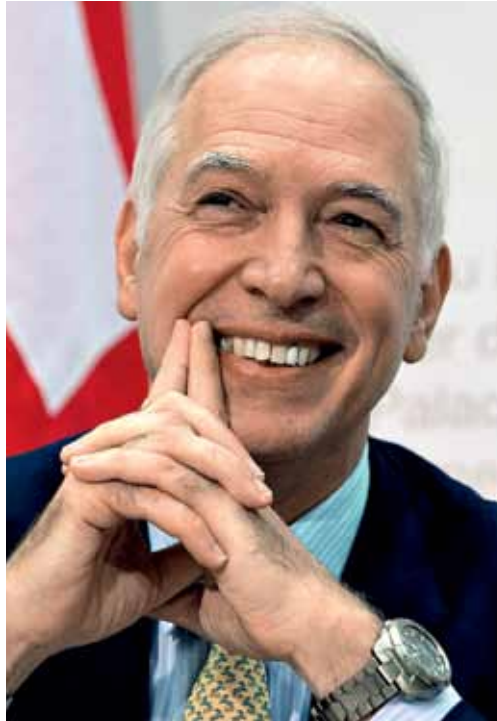
Begonnen haben die Vornehmen bodenständig und bäuerlich im Dorf Wattenwil im Gürbetal, südlich von Bern. Erste, seit 1356 beurkundete Erfolge hatten sie in der nahen Stadt Thun, wo sie sich als Grundbesitzer und Händler finanziell und hierarchisch emporarbeiteten. Als die Stadtberner die umliegenden Landstriche und Städte zu beherrschen begannen, orientierten die Aufsteiger sich rasch nach der regionalen Kapitale. Um 1400 erscheint ein Gerhard von Wattenwyl als Besitzer eines Hauses an der Marktgasse in Bern. Durch Handel und Heirat etablierten die Zuzüger sich allmählich in den Führungsschichten, in den Gesellschaften zu Pfistern (die Bäckerszunft) und zum Distelzwang (eine Adelsstube), firmierten als Venner und Räte. 1512 wurde Jakob, der am herzoglichen Hof von Savoyen geschult worden war, als erster von Wattenwyl Schultheiss der Zähringerstadt, im Mittelalter der grösste Stadtstaat nördlich der Alpen.

Die Ehrgeizigen waren ganz oben angekommen, politisch, gesellschaftlich und finanziell. Gemäss den Steuerregistern gehörten sie bereits zum reichsten Dutzend der Stadt. Amtlich wurde die führende Stellung der früheren Wattenwiler Bauern mit einem Ratsbeschluss von 1651. Die von Wattenwyl rückten bei der Festlegung der städtischen Hierarchie per Ratsbeschluss mit den von Diesbach, von Erlach und von Mülinen in die vornehmste der vier Gruppen regimentsfähiger Familien mit dem klingenden Titel «wohledelvest». («Vest» ist die alte Schreibweise von «fest» und kann als «tapfer, ehrenfest, beständig, verlässlich» verstanden werden.) Damit standen sie zum Beispiel eine Rangstufe über den Tscharner oder von Muralt («edelvest») und gar deren zwei über den von Graffenried («vest»).

### Kanadische «De-Watteville-Insel»

Geradezu peinlich wirkt das intensive Bemühen der erfolgreichen Karrieristen, ihre Herkunft nachträglich aufzuwerten und zu adeln. Mit abenteuerlichen historischen Konstruktionen wurde regelmässig versucht, die Familie, die an Ansehen und Mitgliedern ständig wuchs, als Ast des fränkischen Herzogsgeschlechts der Welfen, spätere Könige von England, darzustellen. Die von Fachleuten mehrfach entlarvte Geschichtsklitterung wurde bis Anfang des 20. Jahrhunderts gepflegt. Insbesondere die in Frankreich lebenden und strebenden Familienmitglieder erhofften sich so mehr Reputation, Anrecht auf den Titel «Baron» und flotteres Fortkommen im höheren Staatsdienst.

Ruhm und weiteren Reichtum brachte den von Wattenwyl das Söldnerwesen ein. Insgesamt 91 Vertreter der Familie waren als Truppenführer und damit Söldnerunternehmer in ganz Europa unterwegs, ungestraft auch noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die fremden Kriegsdienste schon verboten waren (etwa als neapolitanische Offiziere im italienischen Unabhängigkeitskampf gegen



*Rasche Einbettung:* Diplomat de Watteville.

Giuseppe Garibaldi). Die meisten von ihnen waren für französische Fürsten in die Schlachten gezogen, viele für die Niederlande, einige aber auch für deutsche oder italienische Herren. Als Eigentümer eines eigenen Regiments engagierte sich 1813 bis 1814 ein Generalmajor Abraham Ludwig Karl von Wattenwyl, genannt Louis, gar im zweiten Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner, und zwar auf Seiten der Engländer. Als Befehlshaber schrieb er sich den Sieg in der legendären Schlacht am Chateauguay River auf die Fahne, mit dem die kanadische Südgrenze gegen die vorrückenden Amerikaner gefestigt wurde, obwohl er mit seinen Truppen die britischen Stellungen erst nach dem Gefecht erreichte.

Heerführer von Wattenwyl, der schon in österreichischen Diensten gekämpft, im guten Sold der Engländer in Italien und Spanien auch drei Schlachten gegen Napoleon bestritten hatte und sich später in seinem Schloss zu Rubigen zur Ruhe setzte, hat in Kanada die Polemik um seine Verdienste unbeschadet überstanden. Noch heute trägt eine der Inseln im Sankt-Lorenz-Strom den Namen De Watteville Island.

Solddienst, gezielte Heiratspolitik und der Erwerb von Herrschaften förderten die Ausbreitung der Familie über ganz Westeuropa,

die bald von Spanien bis Sachsen Barone, Obristen, Minister, Bankiers, Kloostervorsteher oder Gutsverwalter stellte. Im Burgund und in Spanien bildeten sich eigene, katholische Linien heraus, die sogar nachhaltige Episoden der europäischen Geschichte schrieben.

Am 30. September 1661 kam es in der Londoner Innenstadt zu einem Eklat, der als scheinbare Rangelei begann, jedoch politisch motiviert war und Folgen hatte. Bei einem protokollarischen Empfang stritten sich die französische und die spanische Delegation, beide mit Feuerwaffen bewehrt, um die Spitze des Kutschenkorsos. Als Botschafter der spanischen Krone fungierte Jean Charles de Watteville (1628–1699), Abkömmling des burgundischen Zweigs der Familie. Der Kampf um die Ehrenposition endete in einem blutigen Gemetzel. De Watteville, der vorsorglich die Anwohner bestochen hatte, und seine Leute machten nicht nur die Pferde der Deputation von Ludwig XIV. nieder, sondern töteten auch französische Abgesandte und behaupteten mordend die Spitze des diplomatischen Korps.

### Auf Lebzeiten verbannt

Politisch geriet das von Paris gezielt inszenierte Manöver indes zum Schaden für den spanischen König Philipp IV. Er musste öffentlich sämtliche Forderungen Frankreichs nach Genugtuung erfüllen und dessen Vormachtstellung in Europa anerkennen. Botschafter de Watteville selbst stieg zum Vizekönig von Navarra und zum Statthalter Spaniens in Luxemburg auf.

Die von Wattenwyl sind nur bedingt eine Berner oder Schweizer Familie, sie sind seit dem Mittelalter ausgesprochen kosmopolitisch aufgestellt. Die wachsende internationale Dimension der Familie verstrickte die «Wohledelvesten» allerdings immer wieder in konfuse Loyalitäten. Gegenläufige Interessen, Verdächtigungen und Verrat erschütterten schon im 16. Jahrhundert das nicht immer so verlässliche Geschlecht. Gegen Schultheiss Johann von Wattenwyl wurde gar ein Prozess wegen Hochverrats geführt.

Als das Herzogtum Savoyen 1589 wieder einmal nach Norden ausschärmte, Genf angriff und damit Berns westliche Flanke bedrohte, wurde der wenig kriegserprobte Johann mit 9000 Mann losgeschickt, um den Gegenschlag zu führen. Der Feldzug geriet bald ins Stocken, so dass der Schultheiss eigenmächtig geheime Verhandlungen über einen Waffenstillstand aufnahm. Vertragspartner auf Seiten Savoyens war Vetter Niklaus, Oberst und als Baron von Versoix wieder katholisch geworden. Die interkonfessionellen Besprechungen innerhalb der Sippe sorgten in Bern für böses Blut. Der Schultheiss wurde in Spottgedichten verhöhnt und an den Galgen gewünscht: «Der stinckend adel und geschwägerter rhat wollte Gott, er läg in der äschen.» Von Wattenwyl musste Bern

verlassen, wurde später jedoch vom Vorwurf des Treuebruchs entlastet.

Abermals mit sich selbst ins Gehege geriet die vielverästelte Familie im 17. Jahrhundert, als in Frankreich Ludwig XIV., der Sonnenkönig, regierte. So war Oberst Albrecht von Wattenwyl im Waffendienst des dominanten Herrschers derart reich geworden, dass er sich 1668 nach französischem Muster das Prunkschloss in Oberdiessbach erbauen konnte. Gleichzeitig nahmen die in Bern regierenden (und reformierten) von Wattenwyl jedoch Partei für die Hugenotten, die aus Frankreich vertrieben worden waren. Wiederum im Widerspruch zu diesen Berner Interessen agierte die mit ihrer marginalen Rolle unzufriedene Catherine von Wattenwyl (1645–1714), die im Waadtländer Protektorat mit einem Pfarrer auf Schloss Oron lebte, als Spionin für König Ludwig XIV. Gegen Geld lieferte sie dem französischen Botschafter in Solothurn Informationen.

Als die Übermittlung geheimer Botschaften nach Paris aufflog, wurde die umtriebige Dame 1690 nach Folter und einem Hochverratsprozess im Berner Käfigturm zum Tode verurteilt. Die von Wattenwyl waren allerdings so mächtig in der Stadt (man drohte kurz mit der kollektiven Abwanderung), dass der Richter-

spruch gegen die Abtrünnige nie vollstreckt wurde. Sie wurde auf Lebzeiten verbannt.

#### «Mais les Allemands, c'est nous!»

Für einen Skandal, der vor knapp hundert Jahren gar internationales Echo auslöste, die Familie erschütterte, schwere diplomatische Wirren zur Folge hatte und die Schweiz gar zu spalten drohte, sorgte während des Ersten Weltkriegs Friedrich Moritz von Wattenwyl (1867–1942), Oberst im Generalstab der Schweizer Armee und Chef der Nachrichten-sektion. Als oberster Schweizer Geheimdienstler war er während des Ersten Weltkriegs Urheber einer gravierenden Spionageaffäre, die als «Oberstenaffäre» in die Geschichte eingehen sollte und tiefe innen- wie aussenpolitische Krisen verursachte. In flagranter Verletzung der Neutralität hielten er und sein Stellvertreter Karl Egli den Deutschen geheime Dokumente und Depeschen ihrer Kriegsgegner zu, die der Schweizer Dienst abgefangen und, was den Deutschen nicht gelang, dechiffriert hatte. Als die Mitarbeiter, misstrauisch geworden, sich über die detaillierten Kenntnisse der Deutschen wunderten, erklärte von Wattenwyl, triumphierend lächelnd: «Mais les Allemands, c'est nous!»

Gemäss einem Bericht des deutschen Botschafters in Bern, Freiherr von Romberg, handelten von Wattenwyl und Egli aus einem Faible für die Monarchie und so einer deutschfreundlichen Gesinnung: «Was die beiden Offiziere anbetrifft, die lediglich aus Sympathie für Deutschland ihre ganze Karriere und gesicherte Existenz aufs Spiel gesetzt haben, so haben wir zweifellos die moralische Verpflichtung, wenn irgend möglich ihnen zu helfen.» Von Wattenwyl verletzte die Neutralität des Landes und setzte die Stellung der Schweiz im Krieg aufs Spiel.

Ende 1915 flog der einseitige Nachrichtentransfer auf. Der französische Botschafter hatte von der Spionage Wind bekommen und machte Druck. General Ulrich Wille, auch er hochgradig deutschfreundlich, versuchte, die Affäre herunterzuspielen, indem er die fehlbaren Offiziere diskret versetzte. Doch der Vorfall öffnete in der Schweiz zwei Gräben: Der schwelende Gegensatz zwischen der Deutsch- und der Westschweiz entwickelte sich zur akuten Staatskrise. Und die armeekritischen Sozialdemokraten kündigten jedes Vertrauen in deren bourgeoise Führung auf. Das *Volksrecht* bezeichnete von Wattenwyl und Egli als «Halunken», die das Land verkauft hätten. Die Lausanner Zeitung *Le Grutlén* schrieb, solche



«Don Jean»: Jean de Watteville aus Spanien (1618–1702).



Spionin des Sonnenkönigs: Catherine von Wattenwyl (1645–1714).

Offiziere würden in aller Regel vor ein Militärgericht gestellt und anschliessend erschossen. Westschweizer Nationalräte sprachen beim Bundesrat vor und verlangten die Einleitung eines Prozesses wegen «Hochverrats».

Das Divisionsgericht, das sich unter massivem Druck der Armeespitze mit der Sache befassen musste, erklärte die Angeklagten im strafrechtlichen Sinne zwar für nicht schuldig, wie dies von Armeeführung und Bundesrat gewünscht wurde. Allerdings wurde das Duo zu je zwanzig Tagen scharfem Arrest verknurrt und vom Bundesrat in seinen Funktionen im Militärdepartement suspendiert. Das Verfahren «hinterlässt den Eindruck, als sei mit allen Mitteln versucht worden, den beiden Delinquenten ihre Unschuld nachzuweisen», fasst Jürg Schoch, der den Fall minutiös untersucht hat, das Geschehen zusammen.

Der fehlbare Oberst von Wattenwyl kam im Justiz- und Polizeidepartement unter und präsierte dreizehn Jahre lang die «Familienkiste». Deren integrative Kraft war in dieser Zeit besonders vonnöten, denn insbesondere die in Frankreich lebenden Familienmitglieder gerieten unter publizistisches Sperrfeuer.

So wärmte eine Zeitung genüsslich die weniger rühmlichen Geschichten der Ahnen auf, insbesondere das abenteuerliche, von Legenden umrankte Leben des Jean Gérard Joseph de Watteville (1618–1702), nur «Don Jean» genannt. Der Abkömmling der spanischen Linie war nacheinander spanischer Offizier, Söldnerführer in Italien, Priester, Ordensmann der Kartäuser, Ratsherr in Dole, Söldnerführer für Frankreich, wieder in spanischen Diensten, des Hochverrats sowie der Entführung und mehrerer Morde verdächtigt, Benediktinerabt in Baume-les-Messieurs, Domherr in Besançon, dann angeblich Pascha von Morea und Haremsherr in der Türkei, nach der Begnadigung durch den Papst wieder Abt in Baume. Seine Biografen haben ihn zum Inbegriff des treulosen Opportunisten stilisiert.

### Grosses Verständnis für die EU

Offensichtlich haben die Oberstenaffäre, das öffentliche Wühlen in der dunklen Lebensgeschichte des Don Jean und Spannungen innerhalb der Familie den in Paris lebenden Physiker und Mathematiker Karl Friedrich von Wattenwyl (1870–1935), Mitentwickler der Farbfotografie, dazu bewogen, auf sein Schweizer Bürgerrecht zu verzichten. Die Divergenzen waren zu gross. Tatsächlich tauchen zu fast jeder Zeit an vielen Ecken und Enden politischer Geschichten Vertreter der von Wattenwyl auf. Und es fiel ihnen oft schwer, ihre persönlichen, die familiären und die übergeordneten Interessen ihres Landes unter einen Hut zu bringen.

Wie «vest» oder «wohledelvest» ist der Mann, der am Ende seiner Karriere den wichtigsten Diplomatenposten der Schweiz übernimmt, die Leitung des Staatssekretariats, das

den Finanzplatz verteidigen soll? Der selbstverliebte Vorgänger Michael Ambühl war keine Festung in diesem Wirtschaftskrieg. Der grossgewachsene Jacques de Watteville, Advokat und sportlicher Bergsteiger, der in Lausanne aufgewachsen ist, gilt als Muster eines Unterhändlers: freundliches, perfektes Auftreten, gewandte Wortwahl, loyale Umsetzung der politischen Vorgaben des Bundesrats.

Im fast gleichzeitig veröffentlichten Interview mit dem *Tages-Anzeiger* und der *Berner Zeitung* zeigte de Watteville ausserordentlich viel Verständnis für die Position der EU. Er spricht über lange Passagen wie ein Abgesandter Brüssels, der den begriffsstutzigen Schweizern die europäische Logik der Europäer erklärt: «Das EU-Recht entwickelt sich fast täglich weiter. Wenn die Schweiz die Änderungen nicht nachvollzieht,



«Durchlauferhitzer»: Schloss Oberdiessbach von Sigmund von Wattenwyl im Kanton Bern.

Bis 2012 leitete der Botschafter die Schweizer Mission in der EU-Zentrale Brüssel. Auch intern, wird rapportiert, habe er jeweils erklärt, er sehe keine Alternative zum bilateralen Weg. In früheren Stellungnahmen jedoch, so 2008 gegenüber dem welschen Magazin *L'Hebdo*, hatte er den Bilateralismus als «Bergpfad» kritisiert, auf dem man nur angeseilt und mühsamer vorankomme als auf einer Autobahn. 1992, als über den EWR abgestimmt wurde, habe die Schweiz sich am Rande der EU befunden: «Heute sind wir allein und eingeschlossen.» Begeisterung über die politisch festgelegte Marschrichtung läse sich anders.

Die Klage über die angeblich missliche Lage der Schweiz wiederholte de Watteville Mitte letzten Jahres, als er das Brüsseler Büro räumte, um die Vertretung der Schweiz in Peking anzutreten. Sein Schlussbericht grenzt an Defätismus und malt die leidvolle Lage eines Landes, das sich auf einen Irrweg begeben habe: «Sogar unsere Freunde verstehen uns nicht mehr.» Die Anrufung der Ventilklausel habe eine geschlossene Front von Kritikern gegen die Schweiz aufgebaut. Nun prüfe die EU neue Druckmittel gegen die Schweiz, Blockaden, Retorsionen. Der Rapport, der indirekt mehr Nachgiebigkeit forderte, war düsterer als die nachfolgende Realität.

entstehen die Unterschiede zwischen den Marktteilnehmern und Wettbewerbsverzerrungen. Das will die EU verhindern.» Oder: «Bei den institutionellen Fragen gibt es tatsächlich wachsende Irritationen in der EU. Die Schweiz hinkt bei der Anpassung an Rechtsentwicklungen oft hinterher, weil die meisten Verträge nicht dynamisch, sondern statisch sind. Die Irritation nimmt auch zu, weil es bei Differenzen etwas dauern kann, eine Lösung zu finden.»

Und auf die Frage nach seiner «grössten Enttäuschung» als Leiter der Mission nennt dieser das Beharren der Schweiz auf einer eigenständigen Politik: «Von Zeit zu Zeit habe ich aber den Eindruck, dass die öffentliche Meinung in der Schweiz das Gesamtbild zu wenig würdigt. Die Schweiz ist keine Insel, sondern bewegt sich in einer globalisierten Welt. Wer sich auf die Innensicht versteift, schlittert in die Isolation und gefährdet seine eigenen Interessen.» Die Zukunft des Landes soll so der Geschichte der von Wattenwyl folgen: der raschen Einbettung ins grosse Ganze.

Hans Braun: Die Familie von Wattenwyl/La famille de Watteville. Bern 2004

Antoine de Courten: Canada 1812-1814: Fighting Under the British Banner. Victoria 2009

Jürg Schoch: Die Oberstenaffäre: Eine innenpolitische Krise. Bern 1972

# Die Staatsgewerkschaft

Immer weniger Angestellte sind Mitglied einer Gewerkschaft. Trotzdem mischen Unia und Co. die Politik mit einer Welle von radikalen Volksinitiativen auf. Woher kommt der Schwung? Woher kommt das Geld? *Von Christoph Landolt und Florian Schwab*



*Schrumpfende Mitgliederzahlen, mehr Einnahmen:* Demonstration der Unia in Basel.

Das letzte Wochenende sollte eine Machtdemonstration der Gewerkschaften werden: Am Samstag versammelten sich rund 15 000 Gewerkschafter in Bern und trommelten für ihre lohnpolitischen Vorlagen, die «1:12»-Initiative, die das Lohngefüge staatlich festzurren soll, und die Mindestlohn-Initiative, die den weltweit höchsten Mindestlohn von 4000 Franken durchsetzen will. Am Sonntag folgte dann sozusagen die Generalprobe: Gegen die Lockerung der Öffnungszeiten in Tankstellenshops hatten die Gewerkschaften das Referendum unterstützt. Die Abstimmung ging verloren, dennoch haben wir es gemäss dem Wirtschaftsmagazin *Bilanz* mit der «grössten Häufung von wirtschaftsfeindlichen Abstimmungen» seit dem Jahr 1893 zu tun.

Treibende Kraft hinter der Flut an Referenden und Initiativen sind die Gewerkschaften.

Sie sponsern die Abstimmungskämpfe mit Millionen. Bei der «1:12»-Initiative übernimmt die Gewerkschaft Unia fast die Hälfte des Budgets. Die Mindestlohn-Initiative wird gar komplett von den Gewerkschaften getragen. Die Kampagnenleitung liegt beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund (SGB), der dafür rund eine Million Franken budgetiert.

Die Gewerkschaften führen ihr Powerplay nicht nur auf der Bühne der nationalen Politik auf. Seit dem Jahr 2000 wird auf Baustellen, in Fabriken und Läden mehr als doppelt so häufig gestreikt wie zuvor. Dies zeigen Zahlen des Bundesamts für Statistik (Bfs). Erst in diesem Sommer bestreikte die Unia öffentlichkeitswirksam eine Spar-Filiale im Kanton Aargau und das Schaffhauser Gärtnergewerbe.

Die bürgerliche Seite ist nervös geworden. Nach der Niederlage bei der von links unterstützten «Abzocker»-Initiative des Schaffhau-

ser Unternehmers Thomas Minder fürchten Wirtschaftsverbände und bürgerliche Politiker den neuen gewerkschaftlichen Punch.

Die Frage drängt sich auf: Woher kommt der Elan der Arbeitnehmervertreter? Wo haben die Klassenkämpfer das viele Geld her, um die zahlreichen Initiativen zu bezahlen? Und ganz grundsätzlich: Steckt hinter den gewerkschaftlichen Aufwallungen ein reales wachsendes Unbehagen in der Schweizer Arbeitnehmerschaft?

## Mehreinnahmen von 27 Prozent

Zunächst: Alle verfügbaren Zahlen zeigen ein rückläufiges Interesse der Arbeitnehmer an den Gewerkschaften. Waren laut dem Bfs im Jahr 2004 noch 19 Prozent der Angestellten gewerkschaftlich organisiert, sind es heute noch 17 Prozent. Vom Schwund ist auch die Grossgewerkschaft Unia betroffen, die rund 60 Pro-

zent der im Schweizerischen Gewerkschaftsbund organisierten Arbeitnehmer vertritt. Die von ihr kommunizierte Mitgliederzahl ist in fünf Jahren von 201000 auf unter 196000 gesunken. Dabei war sie im Jahr 2004 durch einen Zusammenschluss verschiedener Vorgängerorganisationen entstanden, um genau diesen Trend aufzuhalten.

Erstaunlicherweise jedoch wirkt sich der Mitgliederschwund auf die Finanzen der Gewerkschaft nicht negativ aus: Vor sieben Jahren, im Jahr 2006, nahm die Unia gemäss eigenen Angaben jährlich 120 Millionen Franken ein. 2012 meldete die Vereinigung zwar 5000 Mitglieder weniger, die Einnahmen betragen aber 155 Millionen Franken – ein Plus von 27 Prozent.

Auf die Frage, wie dieser gewaltige wirtschaftliche Erfolg zustande kommt, reagiert die Unia schmallippig. Ein Gewerkschaftssprecher beschied der *Weltwoche*, man habe sich mit den im Internet veröffentlichten Zahlen zufriedenzugeben. Die online verfügbaren Angaben sind allerdings sehr dürr. Die «Erfolgsrechnung» schweigt sich über die Zusammensetzung der «Gewerkschaftseinnahmen» aus. Genaue Angaben darüber, woher die Unia ihr Geld bekommt, sucht man vergebens.

Dabei ist die Frage brisant: Wenn die Akzeptanz der Gewerkschaften in der Arbeiterschaft sinkt, wie kann es dann sein, dass gleichzeitig ihre wirtschaftliche Potenz und ihre Fähigkeit, die politischen Debatten des Landes zu prägen, zunehmen? Warum wird die schrumpfende Gewerkschaft immer reicher? Weshalb kann sie sich immer mehr teure Kampagnen leisten, mit denen sie bürgerliche Parteien und die Wirtschaft vor sich hertreibt?

Recherchen und Kontakte zu ehemaligen und aktiven Gewerkschaftern waren notwendig, um Licht in die finanziellen Belange des «Gewerkschaftskonzerns» (*Tageswoche*) Unia zu bringen. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Die Verankerung bei den Arbeitnehmern wird für das Geschäftsmodell der Gewerkschaften zunehmend nebensächlich. Die neue finanzielle Machtbasis der Unia ist der Staat. Ganz konkret bezieht die Unia ihre Mittel aus vier Geldquellen (siehe Grafik: «Die Einnahmen der Unia»).

### Angestellte subventionieren Mitglieder

Laut Unia sind die monatlichen Beiträge ihrer Mitglieder immer noch «der grösste Einnahmeposten». Die genaue Zahl aber ist geheim. Bestätigt wird lediglich, dass die Mitgliederbeiträge «wesentlich mehr als 40 Millionen Franken» betragen.

Früher war die Unia transparenter. Seit ihrer Gründung kommunizierte sie Jahr für Jahr Summen von knapp 60 Millionen Franken. Ab dem Jahr 2010 verschwanden diese Beiträge aber plötzlich im Sammeltopf «Gewerkschaftseinnahmen». Insider vermuten, dass

die Unia 2010 erstmals mehr durch Staatsbeiträge und Zwangsabgaben einnahm als durch die Jahresbeiträge ihrer Mitglieder.

Für die öffentliche Drohkulisse bleibt eine hohe Mitgliederzahl gleichwohl entscheidend. Die Unia versucht deshalb mit aller Kraft, neue Unterstützer zu finden.

In der Sektion Nordwestschweiz zum Beispiel muss ein Gewerkschaftssekretär im Schnitt vierzig bis fünfzig Neumitglieder pro Jahr aufreiben. Um diese Quoten durchzusetzen, schreckt die Unia auch nicht vor Methoden zurück, die sie bei Privatfirmen wohl als «unmenschlich» kritisieren würde. Die Zeitung *Tageswoche* schilderte im April den Fall

### Eine wichtige Umsatzquelle für die Gewerkschaften sind die Gesamtarbeitsverträge.

eines Mitarbeiters, dem mit der Entlassung gedroht worden war, weil er seine «persönlichen Zielvereinbarungen» nicht erreichte.

Bekannt ist auch die Strategie, junge Frauen auf Baustellen zu schicken, um für die Unia zu werben. Die gewerkschaftseigene Zeitung *Work* zitierte einen Schreinermeister, der sich darüber beklagte, dass «hübsche junge Unia-Frauen» Lehrlinge «in ein Gespräch verwickelt und vom Unterricht abgehalten» hätten. Würde ruchbar, dass ein Unternehmen gezielt auf attraktive junge Damen setzt, würde die Unia diese Praxis wohl als «sexistisch» und «diskriminierend» brandmarken.

Auch Minderjährige werden angepeilt, wie das Beispiel eines sechzehnjährigen Maurerstifts zeigt, der im Morgengrauen auf der Baustelle von einem Unia-Werber zum Beitritt überredet wurde. «Hauptargument war, dass er vergünstigte Eintritte zu Rockkonzerten

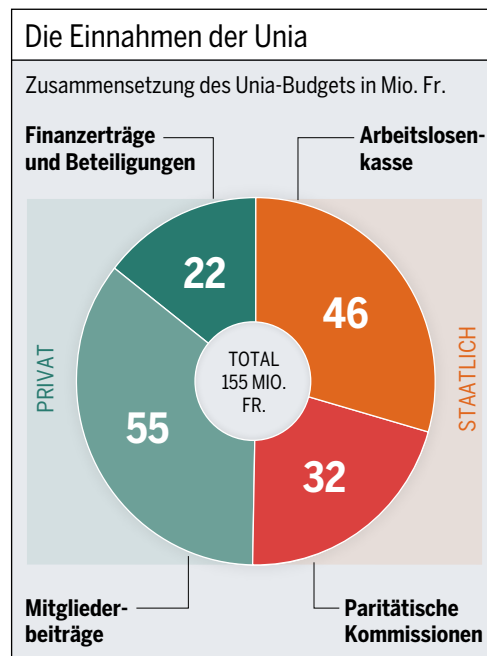
bekommt», erklärt der Vater des Lehrlings gegenüber der *Weltwoche*. Erst nachdem er volljährig war, flatterte eine Rechnung ins Haus. Der junge Mann meldete sich telefonisch ab, doch die Unia wollte nicht auf das Geld verzichten. Sie liess den Achtzehnjährigen wegen 440 Franken betreiben, worauf der Vater des Lehrlings vor Gericht ging. Ein erstinstanzliches Urteil akzeptierte die Unia nicht. Erst nachdem die *Sonntagszeitung* über den Fall berichtet hatte, der mittlerweile beim Luzerner Obergericht hängig war, liessen die Gewerkschaftsanwälte vom jungen Mann ab.

Obwohl die Unia-Mitgliederbeiträge auf den ersten Blick aussehen wie eine private Einnahmequelle, ist die Lage nicht so eindeutig: In vielen Branchen haben erwerbstätige Gewerkschaftsmitglieder die Möglichkeit, mehrere hundert Franken ihres Gewerkschaftsbeitrags zurückzuverlangen – diese Subvention wird durch staatliche Zwangsabgaben finanziert, die sogenannten Vollzugskostenbeiträge (wir kommen darauf zurück).

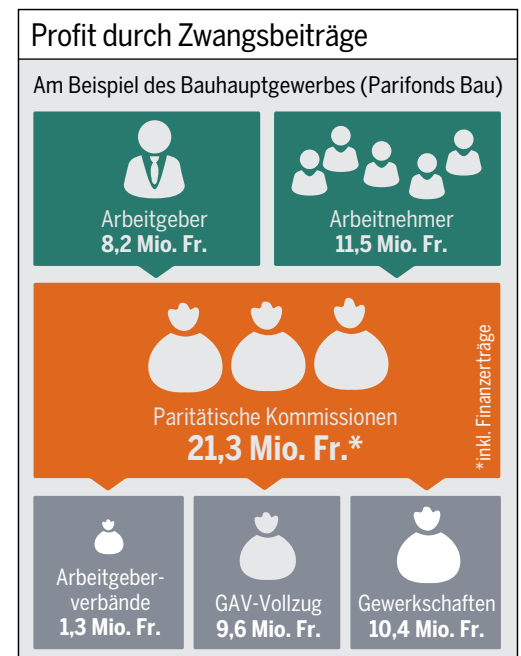
### Finanzielle Grauzone

Eine wichtige Umsatzquelle für die Gewerkschaften sind die sogenannten Gesamtarbeitsverträge (GAV). Die Materie ist etwas kompliziert, für die Finanzierung der Gewerkschaften aber sehr bedeutend: Zuerst einmal ist ein GAV nichts anderes als ein gemeinschaftlicher Vertrag, den mehrere Arbeitnehmer (zusammen als Gewerkschaft) mit einem oder mehreren Arbeitgebern (zusammen als Branchenverband) abschliessen. Dieser Vertrag regelt vor allem Dinge wie Lohn oder Arbeitszeit.

Seit den späten 1950er Jahren können die beteiligten Verbände beim Bund beantragen, den GAV für allgemeinverbindlich zu erklären. Die Folge: Sämtliche Arbeitnehmer und Arbeitgeber einer Branche müssen sich daran



Staatliche Einnahmen überwiegen.



Ein Ende des Trends ist nicht absehbar.

halten. Diese Allgemeinverbindlichkeitserklärung wurde anfangs selten ausgesprochen, denn das Gesetz verlangt, dass die an einem GAV beteiligte Gewerkschaft und der Branchenverband mindestens 50 Prozent der Unternehmen und Angestellten in dem Wirtschaftssektor vertreten.

Da durch die Personenfreizügigkeit Lohn- und Druck entstand, wird die Praxis seit den frühen 2000er Jahren allerdings viel lockerer gehandhabt. Das zuständige Seco drückt insbesondere bei der Schwelle von 50 Prozent der Arbeitnehmer «beide Augen zu», wie es ein hoher Verbandsfunktionär ausdrückt. Dies hatte eine Inflation von Gesamtarbeitsverträgen zur Folge. Heute wird jedes fünfte Arbeitsverhältnis durch einen solchen allgemeinverbindlichen GAV bestimmt. Ein Ende des Trends ist nicht absehbar.

Welche Rolle spielen diese GAV nun für die Finanzierung der Gewerkschaften? Früher schrieben die GAV lediglich die Arbeitsbedingungen fest. Mittlerweile sehen die meisten allgemeinverbindlichen GAV jedoch auch Lohnabzüge vor, ähnlich wie bei der AHV und bei der Pensionskasse. Diese sogenannten Vollzugskostenbeiträge müssen an eine sogenannte paritätische Kommission aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern (PK) überwiesen werden. Bei diesen Kommissionen handelt es sich meist um Vereine, seltener um Stiftungen.

Schätzungsweise landen jährlich rund 200 Millionen Franken in den Kassen der PK. Dieses Geld soll dazu verwendet werden, den «Vollzug» des GAV sicherzustellen. Konkret geht es darum, mit Kontrollen bei Unternehmen durchzusetzen, dass die GAV-Bestimmungen überall eingehalten werden. Die paritätischen Kommissionen können hierfür entweder eine eigene Bürokratie beschäftigen oder die Aufgabe an Gewerkschaften und Branchenverbände auslagern. Für die Beaufsichtigung der PK ist das Seco zuständig.

Laut den Seco-Bestimmungen müsste der GAV-Vollzug für die beteiligten Gewerkschaften und Arbeitgeber finanziell ein Nullsummenspiel sein: Die PK darf nur tatsächliche Aufwände bezahlen, welche der Gewerkschaft für den GAV-Vollzug anfallen. Die Gewerkschaften betonen gar, der GAV-Vollzug sei für sie ein Verlustgeschäft. Doch letztlich kann niemand überprüfen, wofür die Millionen eingesetzt werden, die der GAV in die Gewerkschaftskassen spült. Es fehlt an einer transparenten Rechnungslegung.

Um welche Grössenordnungen es geht, zeigt ein Beispiel: Der Landesmantelvertrag im Baugewerbe ist einer der bedeutendsten GAV der Schweiz. Die Vollzugskostenbeiträge aus diesem Vertrag fliessen in den sogenannten Parifonds Bau. Gemäss der vertraulichen Jahresabrechnung 2010 betragen die Einnahmen aus den Vollzugskostenbeiträgen der rund 100 000 Bauarbeiter eindruckliche 19,7 Millionen.



«Gewerkschaftliche Pfründen»: Ökonom Jaeger.

Davon flossen 9,1 Millionen direkt an die Arbeitnehmerorganisationen in Form von «Rückerstattungen» – die Gewerkschaft soll dieses Geld ihren Mitgliedern weitergeben und somit deren Gewerkschaftsbeitrag subventionieren. Falls ein Bauarbeiter die Rückforderung vergisst oder falls er bei der Gewerkschaft nur als «Karteileiche» existiert, bleibt das Geld in der Unia-Kasse. Gemäss Seco findet keine Überprüfung statt, wie hoch die Summe der tatsächlich zurückerstatteten Vollzugskostenbeiträge ist.

Das konkrete Beispiel offenbart, dass eine erhebliche finanzielle Grauzone besteht. Beim Parifonds haben die Gewerkschaften zusätzlich zu dieser Subventionierung der Mitgliederbeiträge eine «Verwaltungskostenentschädigung Arbeitnehmer-Organisationen» von 651 210 Franken in Rechnung gestellt und eine «Pauschalabgeltung» im Umfang von 1,3 Millionen. Der Begriff «pauschal» zeigt, dass nicht exakt gerechnet wird. Dies bestätigen mehrere aktive und ehemalige Gewerkschafter.

Zusätzliche Unterlagen machen deutlich, dass die GAV-Einnahmen der Gewerkschaften allein im Bausektor insgesamt 12,5 Millionen betragen – rund 70 Prozent davon nimmt die Unia ein (8,75 Millionen). Die beträchtliche Summe stammt aus einer einzigen Branche mit 100 000 Angestellten. Schweizweit sind aber laut Seco fast 600 000 Personen einem allgemeinverbindlichen GAV unterstellt. Geht man davon aus, dass die Unia von den übrigen GAV im selben Masse profitiert, wie dies im Baugewerbe der Fall ist, dann beliefen sich ihre Einnahmen somit auf insgesamt 52,5 Millionen Franken. Selbst bei vorsichtiger Schätzung dürften sich die Einnahmen der Unia aus

den Gesamtarbeitsverträgen auf über 30 Millionen Franken summieren.

Dieses Geld darf laut den Richtlinien des Seco nicht für politische Kampagnen verwendet werden, was gemäss einer Seco-Sprecherin «sporadisch» überprüft wird. «Wir haben keine Hinweise dafür, dass die Gelder, die für die Verwendungszwecke der GAV-Beiträge vorgesehen sind, zweckfremd ausgegeben werden.»

Da sind zumindest Fragezeichen angezeigt: Zum einen wären die Gewerkschaften wohl kaum so erpicht darauf, einen GAV nach dem anderen abzuschliessen, wenn es sich um ein Verlustgeschäft handeln würde. Zum anderen sprach der amtierende Unia-Finanzchef auf einer öffentlichen Veranstaltung ganz offen von einer «systematischen Ausnutzung der Allgemeinverbindlichkeitserklärung». Und schliesslich zeigen Sitzungsprotokolle, die der *Weltwoche* vorliegen, dass die Unia versucht, in den paritätischen Kommissionen Dienstleistungen Unia-eigener Firmen zu verkaufen, beispielsweise im Bereich der Informatik.

### Staatsbeiträge für die Arbeitslosenkasse

Eine weitere «Cashcow» der Unia ist die Arbeitslosenversicherung (ALV) – ein kompliziertes System aus staatlich erhobenen Beiträgen, die über eine Vielzahl kantonaler und privater Kassen an die Bedürftigen ausgeschüttet werden. Konkret: Angestellten wird in der Schweiz automatisch ein einheitlicher Prozentsatz vom Lohn abgezogen und an eine AHV-Ausgleichskasse überwiesen. Diese Gelder landen beim Bund.

Wenig bekannt ist, dass für die Auszahlung an die Arbeitslosen eine ganze Reihe von Kassen zuständig ist – darunter, als grösste überhaupt, die Arbeitslosenkasse der Unia. Sie hat im letzten Jahr 1,05 Milliarden Franken an 75 222 Arbeitslose überwiesen, was einem Anteil von 26,6 Prozent aller in der Schweiz ausbezahlten Arbeitslosenentschädigungen entspricht.

Das finanzielle Risiko liegt allein beim Staat. Wenn die ALV in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit rote Zahlen schreibt, bleibt der Verlust beim ALV-Fonds des Bundes. Die Unia und die anderen Kassen erhalten das Geld, das sie an die Arbeitslosen ausschütten, in jedem Fall, samt einem Zuschlag für die Verwaltungskosten. Dieser Zuschlag betrug bei der Unia im letzten Jahr nach Angaben des Seco 46 Millionen Franken.

Die *Weltwoche* verfügt über interne Zahlen einer Unia-Regionalsektion, aus der sich ableiten lässt, dass das Führen der Arbeitslosenkasse für die Unia ein rentables Geschäft ist. Die kleine Unia-Sektion hat rund eine Million Franken Verwaltungskostenentschädigungen für die Arbeitslosenkasse bezogen. Die Ausgaben für die Kostenstelle «Arbeitslosenkasse» betragen aber nur 850 000 Franken – bleibt

ein Gewinn von 150 000 Franken, was einer Rendite von 15 Prozent entspricht. «Den Sachbearbeiterinnen bezahlen wir 4850 Franken pro Monat», erklärt ein ehemaliger Gewerkschaftskader. «Wenn man die Kosten im Griff hat, rentiert das Arbeitslosengeschäft.» Nimmt man die Rendite der Regionalsektion zum Massstab, würde die Unia pro Jahr gegen 6,9 Millionen Franken Reingewinn erzielen. Das ist legal. «Die Pauschale ist als Preis zu verstehen, den das Seco für die in der Leistungsvereinbarung definierte Leistung zu bezahlen bereit ist», teilt das Seco mit.

Für den St. Galler Volkswirtschaftsprofessor Franz Jaeger drängt sich der Eindruck auf, dass in den letzten Jahrzehnten «gewerkschaftliche Pfründen» entstanden sind. «Im Sinne der Beitragszahler, also aller Angestellten, müsste man dieses System genau ausleuchten mit Blick auf die Frage: Ist es in dieser Form noch effizient?» Aus ordnungspolitischer Sicht stelle sich zudem die «ernste Frage, ob wir es nicht mit einem klassischen Interessenkonflikt zu tun haben»: Je mehr Arbeitslose es gibt, desto mehr Geld erhalte die Gewerkschaft vom Bund. Das könnte die Unia dazu verleiten, sich nicht im Sinne ihrer Mitglieder zu verhalten, die ihren Arbeitsplatz behalten wollen. Ja, die Gewerkschaft hat sogar einen Anreiz, dafür zu sorgen, dass es mehr Arbeitslosigkeit gibt. «Wenn beispielsweise durch ihre Mindestlohn-Initiative Arbeitslosigkeit entstehen würde, dann profitierte die Unia davon finanziell», erklärt Jaeger.

### Geheimes Vermögen

Zu den drei Haupteinnahmequellen kommen noch Finanzerträge und Einnahmen aus den gewerkschaftseigenen Liegenschaften, etwa mehreren Hotels. Im letzten Jahr waren dies 22 Millionen Franken. Wie gross das Vermögen ist, das diese Erträge abwirft, ist ein gutgehütetes Geheimnis, über das nur eine Handvoll Funktionäre genauer Bescheid weiss.

Zum Kreis der Eingeweihten gehört der langjährige Unia-Finanzchef Michael von Fel-



«Transparenz»: Gewerbeverbandsdirektor Bigler.

ten. Er beschrieb die Arbeitsteilung zwischen der Unia-Finanzaristokratie und den Aktivisten in seinem Abschiedsinterview mit der Unia-Zeitung *Work* im Dezember 2011 anhand einer Anekdote: «Als es bei der Frühpensionierung auf dem Bau im Herbst 2002 um die Wurst ging», sei er gefragt worden, «wie viele Streiktage wir uns denn nötigenfalls leisten könnten». Er habe geantwortet: «Schau einfach, dass der Streik gut herauskommt – um die Reserven musst du dir keine Sorgen machen.» Geld spielt bei der Gewerkschaft offenkundig keine Rolle.

Heute, mehr als zehn Jahre später, ist diese Aussage wohl gültiger als je zuvor: Die Recherchen der *Weltwoche* zeigen, dass mittlerweile mehr als die Hälfte der Unia-Einnahmen staatlich garantiert ist, Tendenz steigend, weil es immer mehr Gesamtarbeitsverträge gibt. «Das war uns in dieser Deutlichkeit nicht bewusst», sagt Hans-Ulrich Bigler, Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV).

Er fordert deshalb Transparenz. «Mit ihren 900 Mitarbeitern ist die Unia ja ein Grossunternehmen, bei dem die gleichen Standards wie in der Privatwirtschaft gelten müssten», meint Bigler.

### Mehr Arbeitslose, mehr Einnahmen

Die Tatsache, dass sich die Unia immer weniger aus Mitgliederbeiträgen, dafür umso mehr aus staatlich zugesicherten Einnahmequellen finanziert, ist politisch nicht ohne Folgen. Das Sein bestimmt das Bewusstsein. Die Unia richtet ihre Politik zusehends nach einer ideologischen Agenda aus, die sich nicht zwingend positiv auf die Interessen der Arbeitnehmer auswirkt. Der Kampf für Mindestlöhne zum Beispiel führt dazu, dass gerade schlechter ausgebildete, weniger erfahrene Arbeitskräfte, die durch den Mindestlohn zu hoch bezahlt werden müssten, Mühe haben, überhaupt angestellt zu werden. Ebenfalls nachteilig für die Schwächeren wäre eine Annahme der 1:12-Initiative, die in Firmen zu einer Anhebung der tiefsten Löhne führen könnte mit den gleichen Auswirkungen wie ein Mindestlohn. Mehr Arbeitslose allerdings sind für eine Unia kein Problem, da dadurch die Einnahmen steigen.

Ihren Aufstieg zur mehrheitlich staatlich finanzierten Grossgewerkschaft mit 155 Millionen Franken Umsatz und intransparenten Finanzströmen verdankt die Unia der fehlenden Wachsamkeit auf Seiten der Bürgerlichen. Parlamentarische Initiativen, welche gewerkschaftliche Macht zurückbinden oder Finanzierungsquellen trockenlegen möchten, sucht man vergebens. Auch die Wirtschaftsverbände fördern unter dem Stichwort «Sozialpartnerschaft» die Gewerkschaften, indem sie bereitwillig auf deren GAV-Forderungen eingehen. «Wir Baumeister betreiben für die Unia ja noch das Inkasso», sagt der Bauunternehmer und SVP-Nationalrat This Jenny. Das sei «der Witz des Jahrhunderts».

Die Gewerkschaften, so scheint es, haben in der Schweiz keine ernstzunehmenden Gegner. Solange das so ist, wird ihr Aufstieg ungebremst weitergehen. ○

**DIE NEUEN JAHRGÄNGE UNSERER TOP WEINE:**

Turriga - Argiolas 2008  
CHF 50.75

**SONDERANGEBOT**

Solaja - Antinori 2010  
98 CHF 194.40

Galatrona - Fattoria Petrola 2010  
96 CHF 64.80

Luce - Frescobaldi 2010  
98 CHF 81.00

Opus One - Mondavi Robert / Rothschild 2010  
97 CHF 237.60

Almaviva - Concha y Toro & Baron Philippe de Rothschild 2011  
CHF 102.60

Pino di Biserno - Tenuta di Biserno, L&P Antinori 2010  
CHF 37.80

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl. Zwischenverkauf vorbehalten.  
Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

**DER NEUE JAHRGANG VON AALTO IST DA!**  
Offerte bis zum 30.09.2013 gültig und solange Vorrat reicht

**2011 AALTO AALTO CHF 38.90**

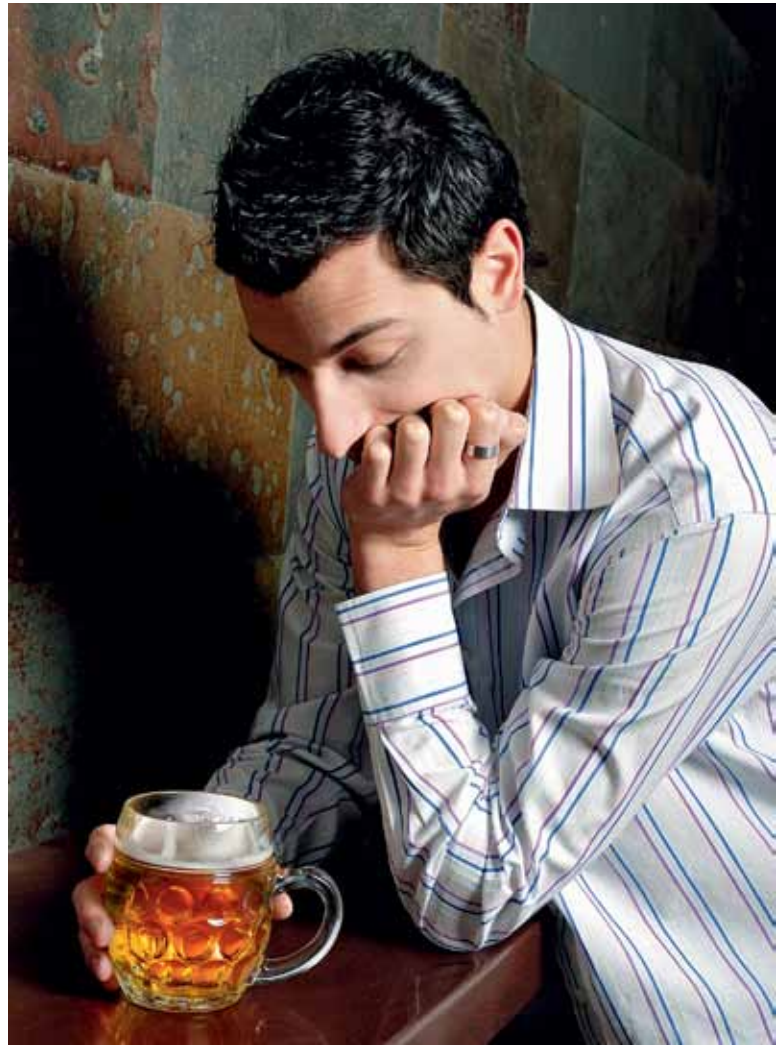
Ab 12 Fl. 35.65 CHF  
Ab 36 Fl. 34.55 CHF  
Ab 60 Fl. 33.50 CHF  
Ab 120 Fl. 32.40 CHF

**2011 PS AALTO CHF 86.40**

Ab 12 Fl. 81.00 CHF  
Ab 36 Fl. 78.85 CHF  
Ab 60 Fl. 77.75 CHF  
Ab 120 Fl. 75.60 CHF

**ARVI**  
THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVISA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
WWW.ARVI.CH



Frauen und Männer ticken nicht nur emotional anders.

## Sie hat Depressionen, er trinkt

Männer und Frauen leiden nicht gleich und werden deswegen oft falsch behandelt. Das wird sich ändern. Die geschlechtsspezifische Medizinforschung läuft auf Hochtouren.

Von *Beatrice Schlag*

In den meisten Köpfen ist krank noch immer gleich krank, egal, ob männlich oder weiblich. Welcher Patient hat eine Ahnung davon, dass das zur Vorbeugung von Herzinfarkten empfohlene tägliche Aspirin zwar bei Männern sinnvoll, bei Frauen aber völlig nutzlos ist? Dafür wirkt es bei Frauen präventiv gegen einen Schlaganfall, bei Männern nicht. Forscher wissen seit Jahren, dass Krankheitssymptome und Reaktionen auf Medikamente bei Männern und Frauen teilweise höchst unterschiedlich sind.

Aber Gender-Medizin, die geschlechtsspezifische Behandlung von Patienten, ist eine Art höchst unfreiwillige Geheimwissenschaft. Denn ihre Erkenntnisse sind zwar bahnbrechend, aber immer auch komplex. Was für das eine Medikament bezüglich unterschiedlicher Reaktionen bei Frau und Mann gilt, äussert sich beim nächsten wieder ganz anders. Die

meisten Laien wissen wenig davon. Was beunruhigender ist: die meisten Ärzte auch.

Frauen und Männer ticken nicht nur emotional anders. Ihre Körper geben mitunter auch völlig andere Signale. Ein Herzinfarkt, haben die meisten gelernt, kündigt sich durch Engegefühl und Schmerzen in der Brust an, die sich bis in die linke Schulter und den linken Arm ausdehnen. Das ist richtig für Männer, aber nur selten für Frauen, die inzwischen fast genau so oft Infarkte erleiden wie Männer. Zu den häufigsten Anzeichen von Herzinfarkt bei Frauen gehören Schmerzen im Oberbauch und an Hals und Nacken, Kurzatmigkeit und ungewöhnliche Müdigkeit. Da diese Symptome Patientinnen und mitunter auch Ärzten wenig bekannt sind, können weibliche Infarkte oft erst viel später diagnostiziert werden als männliche, und sie sind entsprechend schwerer, wenn nicht tödlich.

«Es schockierte mich, als ich erfahren musste, wie viele Frauen vom Arzt mit der Diagnose Angstattacke oder hysterischer Anfall wieder weggeschickt wurden, obwohl sie mit ernstesten Anzeichen eines Herzinfarktes zur Untersuchung gekommen waren», schrieb die New Yorker Kardiologin Marianne Legato in ihrem 2002 erschienenen Buch «Evas Rippe». Bereits 1991 hatte die Ärztin in einem Buch über das weibliche Herz und Arteriosklerose ihre Forschungsergebnisse beschrieben, die der gängigen Lehrmeinung diametral widersprachen: «Sie zeigen unzweifelhaft, dass Männer und Frauen dieselbe Krankheit ganz unterschiedlich erfahren, und dass die gleichen Ursachen durchaus nicht immer die gleichen Symptome hervorrufen.»

Nach dem Erfolg des Buches konzentrierte sich Legato hauptberuflich auf geschlechts-

» Fortsetzung auf Seite 42



## «Es gibt noch viel zu ändern»

**Gender-Forscherin Elisabeth Zemp Stutz über geschlechtlich bedingte Fehldiagnosen.**

**Was sind die spektakulärsten Erkenntnisse der Gender-Medizin?**

Dazu gehörte sicher die Aspirin-Studie in den USA. Erst sollte nur an Ärzten getestet werden, ob Aspirin vorbeugend gegen Herzinfarkte wirkt. Nach Protesten wurde auch an Frauen getestet. Mit dem Ergebnis, dass Aspirin als Prävention nur bei Männern gegen Herzinfarkt nutzt und bei Frauen nur gegen Schlaganfälle. Gut belegt ist auch, dass Frauen auf Medikamente insgesamt mit mehr Nebenwirkungen reagieren als Männer.

**Viel mehr Frauen leiden an chronischen Schmerzen als Männer. Gibt es dafür eine Erklärung?**

Das ist ein komplexes Thema, weil bei der Schmerzmittelwirkung so viele Ebenen mitspielen. Wie wird Schmerz empfunden? Wie gross ist die Empfindlichkeit? Wie wird Schmerz geschildert? Wie wird Schmerz verarbeitet? Wie werden die Informationen von ärztlicher Seite wahrgenommen? Gibt es Rollenstereotype in den Köpfen der Ärzte wie «Frauen jammern, Männer stecken es weg»? Auch die Medikamentenforschung dazu ist nicht eindeutig. Gewisse Schmerzmittel wirken bei Mann und Frau teilweise unterschiedlich. Es ist auch nicht generell so, dass sie bei Frauen stärker wirken, weil Frauen meist kleiner und leichter sind. Es gibt weitere Mechanismen, die eine Rolle spielen. Man muss das im Einzelnen beforschen.

**Vielen Patienten ist die Gender-Medizin noch kein Begriff. Ist sie unter Ärzten bekannt und anerkannt?**

Vermehrt. In den letzten zehn Jahren hat sich enorm viel getan. Es sind viele Publikationen erschienen. Sie sind allerdings in die klassischen Lehrbücher bisher praktisch nicht integriert worden.

**Werden Sie deswegen nicht ungeduldig?**

Doch, natürlich! Da muss noch viel geändert werden. Allerdings ist es eher der Begriff Gender, der nicht so bekannt ist. Früher kannte man diesen Bereich besser unter dem Begriff «Frauengesundheit» oder «Männergesundheit», als man zum Beispiel entdeckte, dass bei

Frauen Herzinfarkte verpasst wurden, weil man Infarkte für eine Männerkrankheit hielt. Dasselbe bei Osteoporose, die man vorwiegend bei Frauen diagnostizierte.

**Gibt es heute mehr Forschungsgelder für geschlechtsspezifische Forschung?**

**«Man hat eher Glück, wenn der Hausarzt für das Thema sensibilisiert ist.»**

Einerseits gibt es die üblichen Forschungstöpfe, wo man Gesuche einreichen muss. Zunehmend gibt es inzwischen Richtlinien, gemäss denen begründet werden muss, wenn Frauen von einem Projekt ausgeschlossen werden. Aber in der Medikamentenforschung gibt es noch immer einen grossen Nachholbedarf.

**Wie informiert ist der durchschnittliche Hausarzt über Gender-Medizin?**

Breit eingeflossen ist sie sicher noch nicht in die alltägliche ärztliche Betreuung. Man hat also eher Glück, wenn der Hausarzt für das Thema sensibilisiert ist.

**Gehört der Unterricht in Gender-Medizin heute in der Schweiz zum Medizinstudium?**

Nicht überall und nicht gleich systematisch. In Basel und Lausanne hört man sicher darüber. Aber in den Niederlanden beispielsweise ist die Rolle der Gender-Medizin im Studium und die Frage, wie die künftigen Ärztinnen und Ärzte ihr eigenes Rollenverhalten Patienten gegenüber reflektieren, viel ausgeprägter.

**«Gewisse Schmerzmittel wirken bei Mann und Frau teilweise unterschiedlich.»**

**Haben Sie eine Ahnung, wie vielen Patienten und Patientinnen heute eine falsche Diagnose gestellt wird, weil es an geschlechtsspezifischer Forschung mangelt?**

Das wissen wir zu wenig. Es gibt experimentelle Studien dazu, zum Beispiel, was diagnostiziert wird, wenn ein Patient und eine Patientin dieselben Atemwegssymptome schildern. Die Diagnosen variierten um etwa zwanzig Prozent: Bei den Frauen war die

Verdachtsdiagnose Asthma häufiger, bei den Männern erkannte man vermehrt auf «Raucherlungenkrankheit».

**Wie erklären Sie das?**

Damit, dass manche Krankheiten mit Geschlechterstereotypen verknüpft sind. Die Raucherlunge galt lang als Männerkrankheit. Dabei sind langjährige Raucherinnen mindestens genauso gefährdet, an Lungenkrebs zu erkranken. Osteoporose hingegen hat man bei Männern lange übersehen, Depression ebenso. Beides wurde eher Frauen zugeordnet.

**Depression als typisches Frauenleiden?**

Das ist das berühmte Paradox: Die Selbstmordrate bei Männern ist höher als bei Frauen. Aber doppelt so viel Frauen wie Männer werden als depressiv diagnostiziert und schlucken Antidepressiva. Männer, so das Stereotyp, «behandeln» ihre Depressionen viel eher mit Alkohol.

**Wieso hat die lange von Männern dominierte medizinische Forschung ohne Protest hingegenommen, dass Männer früher sterben als Frauen?**

Wir wissen schon lange, warum Männer früher sterben: Lungenkrebs, Herzinfarkt, Selbstmord. Wir wissen auch, dass zu diesen Krankheiten ungünstiges Gesundheitsverhalten beiträgt, was bei Männern häufiger ist. Worüber wir weniger wissen, ist, warum das Gesundheitsverhalten vieler Männer so stark mit ihrer Vorstellung von Männlichkeit verknüpft ist. Männlichkeit und Gesundheit scheinen bei vielen Männern wie nicht miteinander zusammenzugehen.

**Wie können sich Patienten und Patientinnen gegen ärztliche Geschlechtervorurteile schützen?**

Indem sie möglichst genau schildern, woran sie leiden, und sich beispielsweise eine Liste mit Fragen machen, damit in der Arztpraxis dann nichts vergessen geht. Und indem sie insistieren, wenn ein Medikament nicht wirkt.

*»Interview: Beatrice Schlag*



**Elisabeth Zemp Stutz**

Prof. Dr. med. Elisabeth Zemp Stutz ist Unit Leader Society, Gender and Health am Schweizerischen Tropen- und Public-Health-Institut, einem assoziierten Institut der Universität Basel.

spezifische Medizin. Seit 1997 leitet die heute 78-Jährige, die weltweit als Pionierin ihres Fachs geehrt wurde, das von ihr gegründete Institute for Gender-Specific Medicine an der New Yorker Columbia University.

Frauen, glaubten Wissenschaftler während Jahrtausenden, seien biologisch lediglich eine kleinere Ausgabe des Mannes mit einem Reproduktionsapparat. Das menschliche Modell war das männliche. Das lag nicht nur daran, dass die Gesellschaft insgesamt von Männern dominiert war. Für die medizinische Forschung hatte das Ausklammern von Frauen ausserdem den Vorteil, dass die Ärzte sich nicht mit Ergebnissen herumschlagen mussten, die durch Menstruationszyklen und Hormonschwankungen kompliziert wurden. Tests an Männern ergaben eindeutige Daten. Das vereinfachte die Auswertung und sparte überdies viel Geld. Denn je mehr Merkmale bei Frauen und Männern zu untersuchen sind, desto teurer die Forschung.

### Rasen, Alkohol, Nikotin

Vor allem die US-Frauenbewegung erzwang eine Wende. Es waren weniger die Slogans der Protestierenden als die Tatsache, dass in den achtziger Jahren bedeutend mehr Frauen in der Forschung arbeiteten. Sie forderten, dass die Aufmerksamkeit der medizinischen Forschung denen zu gelten habe, für deren Gesundheit geforscht werde. Damit waren nicht nur Frauen gemeint, sondern auch verschiedene Ethnien und Altersgruppen. Die feministischen Forscherinnen akzeptierten nicht länger, dass die Resultate männlicher Testpersonen unter 40 – zu dieser Gruppe zählt bis heute die Mehrheit der Probanden – unbesehen auf die gesamte erwachsene Bevölkerung übertragen wurden. Gegen ihre Kritik gab es keine stichhaltigen wissenschaftlichen Argumente. Neue Richtlinien für die Vergabe von Forschungsgeldern wurden erlassen.

Dass Medikamente dennoch weiterhin vorwiegend von Männern getestet wurden, ist eine Folge der Contergan-Katastrophe. Das in Deutschland mehrere Jahre rezeptfrei erhältliche Beruhigungs- und Schlafmittel, das vor allem Schwangeren empfohlen wurde, hatte Ende der fünfziger Jahre zu Tausenden von Totgeburten und Geburten schwerst missgebildeter Kinder geführt. Danach erging die Schutzbestimmung, dass potenziell schwangere Frauen nicht als Testpersonen in die Forschung einbezogen werden dürfen. Inzwischen wurden die Vorgaben in manchen Ländern geändert. In Österreich müssen beispielsweise 40 Prozent der Probanden eines Medikaments, das für Männer und Frauen verschrieben werden kann, weiblich sein, ehe es zugelassen wird. In der Schweiz gibt es noch keine solchen Vorgaben.

Obwohl sich die Gender-Medizin anfänglich mehrheitlich auf Frauen konzentrierte, weil dort dringender Nachholbedarf bestand, ist sie inzwischen genauso auf die Gesundheit von Männern fokussiert. In ihrem 2012 erschienen Buch «Gesundheit: Eine Frage des Geschlechts» schreibt die österreichische Ärztin Alexandra Kautzky-Willer, Professorin für Gender Medicine an der Medizinischen Universität Wien: «Männer, das zeigen viele Statistiken und Studien, sind an einer gesunden Lebensführung und an ihrer eigenen Gesundheit weit weniger interessiert als Frauen. Sie nehmen seltener an Vorsorgeuntersuchungen teil, und ihre im Vergleich zu Frauen um fast sechs Jahre kürzere Lebenserwartung ist nur zu einem geringen Teil in der biologischen und genetischen Ausstattung begründet.» Als Hauptgründe für die geringere Lebenserwartung nennt Kautzky-Willer mehr Verkehrsunfälle durch Schnellfahren, mehr Alkohol und Nikotin, mehr Arbeitsunfälle: 90 Prozent aller Opfer tödlicher Arbeitsunfälle sind Männer.

---

### Männer erkranken deutlich öfter an Leukämie als Frauen.

---

Nicht nur die Sorglosigkeit der Männer im Umgang mit sich und ihren schädlichen Süchten setzt ihrer Gesundheit zu. Daneben gibt es zahlreiche biologische Veranlagungen, die Männer mehr gefährden als Frauen. Männer erkranken deutlich öfter an Leukämie als Frauen. Sie entwickeln Darmpolypen – mögliche Vorläufer von Darmkrebs – in sehr viel jüngerem Alter und sollten deswegen früher als Frauen mit Vorsorgeuntersuchungen beginnen. Und sie sterben viel häufiger an Infektionserkrankungen als Frauen.

Bei manchen Krankheiten laufen nach Erkenntnissen der Gender-Medizin beide Geschlechter Gefahr, eine falsche ärztliche Diagnose zu bekommen. Denn Ärzte erteilen Krankheitsbefunde nicht nur aufgrund medizinischer Abklärungen. Oft ebenso wichtig sind alte Rollenklischees, die sie – oft unbewusst – mit sich herumtragen. Das trifft insbesondere auf Patienten zu, die unter chronischen Schmerzen leiden. Nach amerikanischen Studien sind Ärzte geneigt, bei Frauen relativ unbegründet psychische Ursachen zu vermuten, weil sie mit Psyche instinktiv das weibliche Geschlecht verbinden.

Während Männer, die über chronische Schmerzen klagen, viel schneller mit effektiven Schmerzmitteln behandelt werden, verlassen Frauen die Praxis häufig mit einem Rezept für Antidepressiva, obwohl sie nicht an Depressionen leiden. Kommt hinzu, dass Frauen auf manche Antidepressiva mit sehr

viel heftigerem Schwindel reagieren als Männer, also dadurch noch kränker werden. Männer wiederum riskieren, dass ihre reale Depression vom Arzt nicht erkannt wird. Denn bei Männern treten Depressionen häufig in Verbindung mit übermässigem Alkoholkonsum oder mit Aggressionen auf: Sie reagieren aufbrausend und ertragen keinen Stress. Deswegen wird bei ihnen oft eher ein Burnout-Syndrom vermutet. Das scheint in den Augen mancher Ärzte offenbar naheliegender bei Männern als Schwermut.

### Kritiker erkennen «sexistische Haltung»

Zehn Prozent der europäischen Bevölkerung leiden an Osteoporose, brüchigen Knochen. Die Ursache für den Abbau der Knochendichte ist neben einer genetischen Veranlagung vor allem ungesundes Verhalten: zu wenig Bewegung, zu unausgewogen essen, zu viel rauchen und trinken. Zwei Drittel der Osteoporose-Patienten sind Frauen über 50. Obwohl auch unter Männern die Zahl von Patienten mit schwindender Knochendichte zunimmt, wurde über die Ursachen bisher wenig geforscht. Zwei der vermuteten Ursachen sind Alkoholmissbrauch und eine Unterfunktion der Keimdrüsen. Möglicherweise spielt auch der Rückgang der Sexualhormone eine Rolle.

Dank Gender-Medizin, sagt Alexandra Kautzky-Willer, ist heute bekannt, dass der bis 1990 verbreitete Glaube, Frauen seien gegen Erkrankungen der Herzkranzgefässe immun, leider ein frommer Wunsch war. Ebenso ist inzwischen erkannt, dass Störungen der Schilddrüsenfunktion bei Frauen vier- bis zehnmal so häufig vorkommen wie bei Männern, dass Frauen mindestens doppelt so oft an Rheuma und anderen Autoimmunkrankheiten leiden und ihr Risiko, an Alzheimer zu erkranken, deutlich über dem der Männer liegt.

An Kritikern der Gender-Medizin fehlt es nicht. Allein die Tatsache, dass sie nach Unterschieden zwischen Männern und Frauen forsche, zeige ihre sexistische Haltung, wurde bemängelt. Skeptiker verweisen auf die von feministischen Forscherinnen geprägten Anfänge der Gender-Medizin und sehen in ihr vor allem ein Instrument, um die weibliche Gesundheitsförderung voranzutreiben.

Dem kann zumindest in der Schweiz widersprochen werden. Das seit einem Jahr laufende und vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Projekt der medizinischen Gender-Forschung heisst: «Wie gehen Männer im Alltag mit Gesundheit um?» Die von Dr. Elisabeth Zemp (siehe Interview) mitgeleitete Untersuchung will «bedeutsame Erkenntnisse über das heutige Gesundheitshandeln von Schweizer Männern generieren und damit einen wichtigen Beitrag zu einer qualitativ verbesserten Gesundheitsversorgung für Männer leisten».

# PLANTO-SLIM Sättigungskapseln

helfen Ihnen beim Bekämpfen von

## Übergewicht, Bierbäuchen und Reiterhosen!

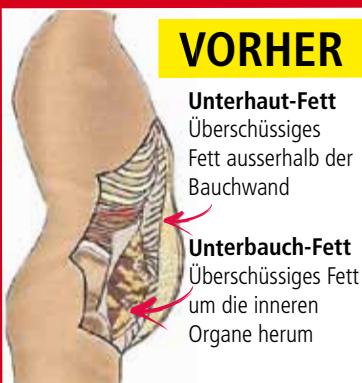
Qualvolle Entbehrungen sowie langwierige Diäten entfallen

PLANTO-SLIM ist ein in Deutschland unter strengen Kontrollen hergestelltes, zertifiziertes Medizinprodukt, das sowohl der Behandlung von Übergewicht,

wie auch der Gewichtskontrolle dient. Erfahren Sie jetzt, wie Sie mit PLANTO-SLIM Ihr Wunschgewicht erreichen können.



### Das sind die zwei Hauptgründe zur Bekämpfung von Übergewicht

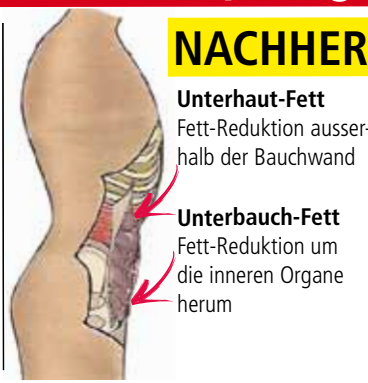


#### VORHER

**Unterhaut-Fett**  
Überschüssiges Fett ausserhalb der Bauchwand

**Unterbauch-Fett**  
Überschüssiges Fett um die inneren Organe herum

Um ganze Arbeit zu leisten, muss überschüssiges Fett im Unterhaut- und im Unterbauchbereich beseitigt werden. Durch eine Fettabsaugung lässt sich zwar das Unterhaut-Fett chirurgisch entfernen, nicht aber das für die Gesundheit potentiell gefährliche Unterbauch-Fett. Das Unterbauch-Fett ist nur durch den körpereigenen Fettstoffwechsel abbaubar. PLANTO-SLIM kann dazu beitragen, dass Sie nebst Unterhaut-Fett AUCH Unterbauch-Fett abbauen.



#### NACHHER

**Unterhaut-Fett**  
Fett-Reduktion ausserhalb der Bauchwand

**Unterbauch-Fett**  
Fett-Reduktion um die inneren Organe herum

Einfach und sofort-wirkend abnehmen!

Nur 2 bis 3 Kapseln PLANTO-SLIM vor jeder Mahlzeit mit Wasser eingenommen, bewirken ein vorzeitig eintretendes Sättigungsgefühl, wodurch Sie automatisch weniger essen. Dadurch können nicht nur das schwabbelige Unterhaut-Fett, der Hüftspeck und die Reiterhosen verschwinden, sondern auch das für die Gesundheit potentiell gefährliche Unterbauch-Fett, was den "Bierbauch" verursacht.

Die Basis von PLANTO-SLIM bildet ein pflanzlicher Inhaltsstoff namens Konjak-Glucomannan, der in Japan seit jeher in der Küche verwendet wird und sehr wahrscheinlich mit ein Grund für das fast gänzliche Fehlen übergewichtiger Personen in Japan ist.

#### Natürlicher Wirkstoff mit erstaunlicher Wirkung

Das für die PLANTO-SLIM Kapseln speziell aufbereitete Pulver Konjak-Glucomannan, wird aus der Konjak-Wurzel gewonnen. Mit Wasser eingenommen, quillt das Pulver im Magen sofort um ein Vielfaches auf. Dies ermöglicht ein vorzeitiges Sättigungsgefühl. Gleichzeitig reguliert es als wertvoller Ballaststoff die Verdauung. Zu guter Letzt wird es unverdaut auf natürlichem Weg wieder ausgeschieden.



PLANTO-SLIM wird aus der Knolle der in Asien beheimateten Pflanze Amorphophallus Konjak gewonnen.

#### Regulieren Sie Ihr Körpergewicht

Sie können den Sättigungsgrad ganz einfach regulieren, indem Sie einfach vor jeder Mahlzeit zwei bis drei Kapseln einnehmen. Die Gewichtsreduktion ergibt sich daraus, dass Sie weniger essen.

#### Es funktioniert - Sport ist nicht zwingend

Personen mit ernährungsbedingtem Übergewicht können dank diesen Sättigungskapseln, indem Sie weniger Essen, kontrolliert Gewicht verlieren. Sport ist nicht zwingend - wir empfehlen Ihnen jedoch einen täglichen Spaziergang zum Erhalt der Beweglichkeit.

#### Idealgewicht

PLANTO-SLIM Sättigungskapseln sind eine mögliche Lösung zur Behandlung des Übergewichts und zur Gewichtskontrolle.

Bei krankhafter Fettsucht kontaktieren Sie bitte Ihren Arzt.

## BESTELLSCHEIN

**JA**, ich will mein Übergewicht durch eine natürliche Gewichtskontrolle kontrollieren und bestelle gegen Rechnung (10 Tage) und Versandkostenanteil (Fr. 6.90):

(Bitte ankreuzen)

205-462

- Planto-Slim 10 Tage Schnupper Kur**  
(1 Packung, 64 Kapseln) Art. Nr. 3601 **nur Fr. 48.-**
- Planto-Slim 1 Monats Kur**  
(3 Packungen, 192 Kapseln) Art. Nr. 3603 **nur Fr. 98.-**  
**Wird für optimale Resultate empfohlen**  
**(Sie sparen Fr. 46.-)**
- Planto-Slim 2 Monats Intensiv Kur**  
(6 Packungen, 384 Kapseln) Art. Nr. 3606 **nur Fr. 178.-**  
**(Sie sparen Fr. 110.-)**

Frau  Herr

Name: .....

Vorname: .....

Strasse/Nr.: .....

PLZ/Ort: .....

Tel.- Nr.: .....

Bitte einsenden an: TRENDMAIL AG,  
Service-Center, Bahnhofstr. 23, 8575 Bürglen TG

PLANTO-SLIM –  
und der  
Hunger  
ist weg!



**1** Vor dem Essen 2 bis 3 Kapseln Planto-Slim

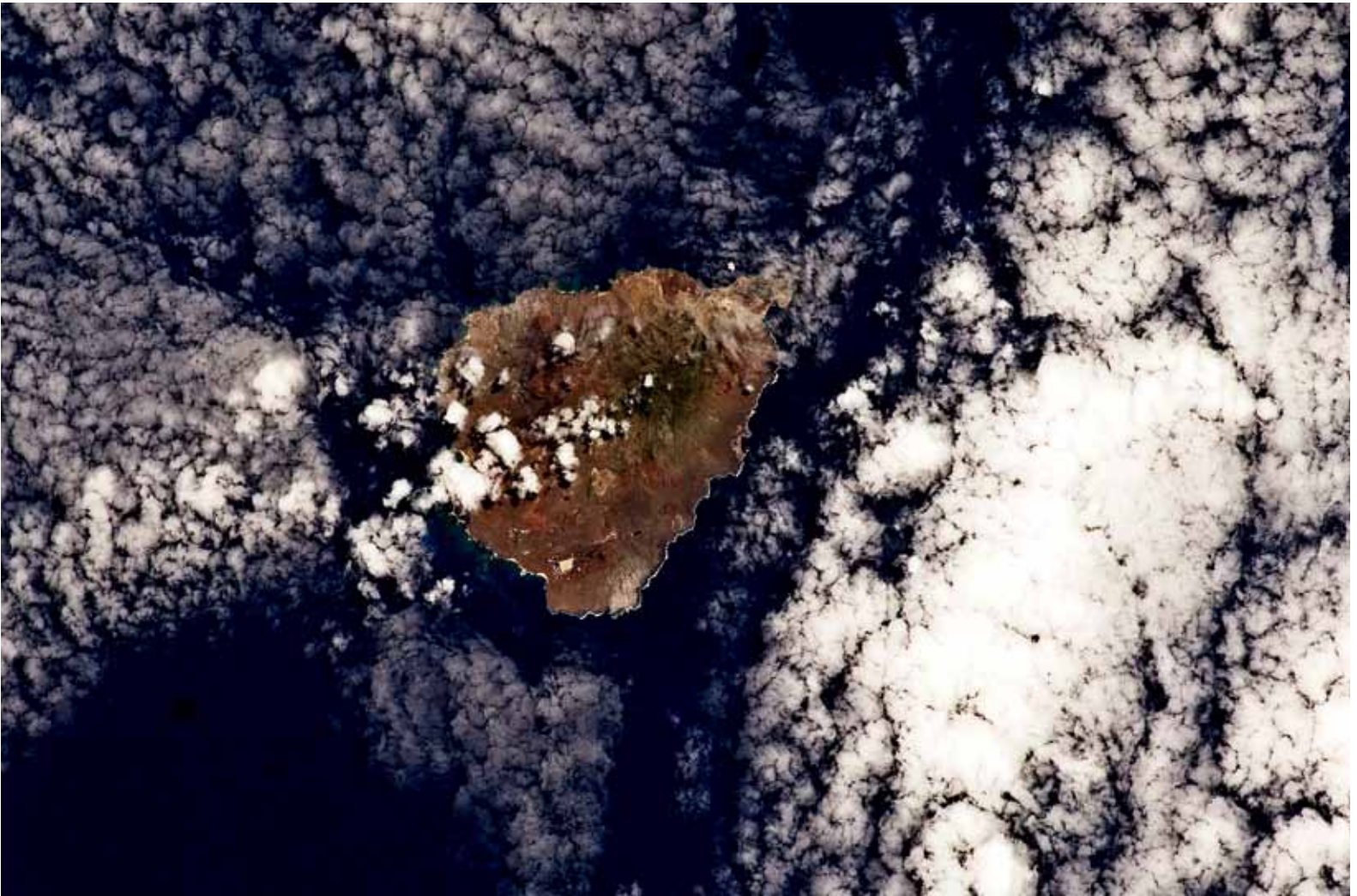
**+**

**2** mit einem grossen Glas Wasser einnehmen.

**=**

**3** Der Kapsel-Inhalt kann die 50-fache (!) Wassermenge seiner Eigenmasse binden und sorgt so für ein vorzeitiges Sättigungsgefühl.

Schnell bestellen? Per Tel: 071 634 81 21, per Fax: 071 634 81 29 oder unter [www.trendmail.ch](http://www.trendmail.ch)



*Insel der verlorenen Zeit:* Ascension Island.

## Der letzte Rest von Atlantis

Ascension Island in der Mitte des Atlantiks ist einer der entlegensten Orte des Planeten. Keine Fluggesellschaft fliegt dorthin, Ferien auf dem Eiland kann man nicht im Reisebüro buchen. Es ist der perfekte Ort, um der Zivilisation zu entfliehen, ohne auf sie verzichten zu müssen. *Von Klaus Zaugg*

So sieht die Welt vielleicht in 10 000 Jahren aus. Den Stress, das Privateigentum und die Kriminalität gibt es nicht mehr. Die meisten Tiere sind ausgestorben, und es ist still geworden. Die Menschen leben ruhig und gelassen, die Autoschlüssel lassen sie stecken, und die Türen der Häuser schliessen sie nicht mehr ab. Es gibt noch einige Ruinen, die von einer fernen Zivilisation mit einer hochentwickelten Technik künden. Ganz am Rand der Insel, auf einer Klippe, steht ein zerfallenes Gebäude. Die Landkrabben sind die einzigen Bewohner. Die Türen sind zugenagelt, die Fensterscheiben eingeschlagen oder blind. Auf einer verbliebenen Tafel lesen wir, dass hier einmal ein Kommunikationszentrum der Nasa, der amerikanischen Raumfahrtsbehörde, war. Neil Armstrong habe am 21. Juli 1969 den Mond als erster Mensch betreten. Seine Worte («Ein kleiner Schritt für einen Menschen, ein

grosser Schritt für die Menschheit») und die dazugehörigen TV-Bilder seien, so steht es auf der Tafel, zuerst hier auf die Erde gelangt und dann nach Houston in die Kommandozentrale weitergeleitet worden.

### Zwischen Brasilien und Afrika

Wir sind auf Ascension Island. Einem der entlegensten Orte dieses Planeten. Ziemlich genau in der Mitte des Atlantiks, auf halbem Weg zwischen Brasilien und Afrika. Es gibt keine Fluggesellschaft, die Passagiere hierherbringt, keine Reisebüros, die Ferien auf Ascension Island anbieten. Die britische Royal Air Force hat uns in rund neun Stunden auf diese Insel der verlorenen Zeit geflogen. Zweimal pro Woche wird die Strecke London–Ascension Island–Falkland Islands mit einem Airbus geflogen. Hin und zurück. Wer will, kann gegen ein Entgelt von knapp 2000 Franken sogar in

der Premiumklasse fliegen. Einem Mittelding zwischen Economy- und Businessklasse. Der Trip beginnt in Brize Norton, der riesigen Flugwaffenbasis anderthalb Autostunden nördlich des Londoner Flughafens Heathrow.

Ascension Island bietet eine der letzten Möglichkeiten, der Zivilisation zu entfliehen, ohne auf die Annehmlichkeiten ebendieser Zivilisation verzichten zu müssen. So bequem lässt sich so abgelegen wohl nirgendwo auf der Welt Ferien machen. Das Hosentelefon funktioniert hier nicht. Keine Verbindung. In Notfällen ist es möglich, von den Militärbasen der Briten und der Amerikaner eine Verbindung zum Rest der Welt herzustellen. Das ist einigermaßen irritierend. Denn es gibt wohl keinen anderen Ort mit so vielen verschiedenartigen und grossen Antennen wie Ascension Island – ein Kommunikationszentrum im Meer. Aber Kommunikation ist Herrschafts-

wissen, der amerikanischen und der britischen Luftwaffe vorbehalten.

Es gibt ein Hotel und dazu noch das «Hayes House» und das «Clarence House» für Gäste in der einzigen Stadt (Georgetown) plus zwei Bungalows. Eines am Meer (Paradise Beach) und eines oben in den Bergen (Garden Lodge). Die Unterkünfte sind eigentlich nicht für Müssiggänger, Touristen wie wir, gedacht. Eher für Sportfischer, Segler, die hier stranden, und für Biologen, die hierherfliegen, um die Eiablage der Meeresschildkröten zu beobachten. Weshalb Ascension Island auch Insel der Schildkröten genannt wird. Essen – das gibt ein paar Probleme auf. Das einzige Restaurant der Insel hat gerade geschlossen. Der Koch ist in die Ferien verreist. Die Verpflegung in den Kantinen und Klubs der britischen und der amerikanischen Militärbasis ist schlimm. Aber schon bald haben wir eine Lösung: Wir können im «Paradise Beach Bungalow» selber kochen. Gegen 16 Uhr kommen die Fischer in den Hafen zurück. Sie verschenken grosszügig ihren Fang und wollen dafür nicht mal ein Entgelt. Von einem Tunfisch bekommen wir so riesige Filetstücke, dass es für einen Monat reichen würde. Gewürz und Reis sowie Salat und Wein gibt's im Supermarkt.

### Mischung aus Mond und Paradies

Ascension Island ist eine Vulkaninsel. Sie war, bis die Briten kamen, nie bewohnt. Die Briten kamen, weil sie befürchteten, die Franzosen könnten von hier aus versuchen, ihren Kaiser Napoleon aus der Verbannung auf der noch über tausend Kilometer südlicher liegenden Insel St. Helena zu befreien. Ascension Island ist eine Mischung aus Mond und Paradies. Mit einem Berg, dem Green Mountain, der einmal ein Vulkan war und als solcher vielleicht wieder einmal aktiv sein wird. Bis weit hinauf zu den Flanken sieht Ascension Island aus wie der Mond. Nacktes, dunkles, kantiges, heisses Gestein und kaum Vegetation.

Angeblich hatte ein Brite im vorletzten Jahrhundert die Idee, oben auf dem Vulkanberg Pflanzen und Bäume aus allen Destinationen des Empires anzupflanzen. Irgendwie hat es funktioniert. Die obere Hälfte des Vulkans ist grün, es gibt allerlei Bäume, und auf einer wunderbaren Wanderung lässt sich der grüne Gipfel in etwa zwei Stunden umwandern. Seltsam ist dabei die Stille. Auf eine wundersame, nicht apokalyptische Art und Weise ist das, was Rachel L. Carson im Öko-Klassiker «Der stumme Frühling» vorausgesagt hat, hier Wirklichkeit geworden. Nur der Wind rauscht in den Blättern der Bananen- und sonstigen exotischen Bäume. Insekten: Mücken, Fliegen, Schmetterlinge und Käfer gibt es fast keine. Schlangen und Kröten und Raubtiere gar keine. Bloss ab und zu eine Ratte. Und eine kastrierte Katze. Nur kastrierte Büsis dürfen hier leben. Sie würden sich sonst viel zu stark



*Besuch aus Brasilien: Meeresschildkröte.*



*Die Fischer verschenken ihren Fang: Georgetown.*

vermehren und aus Ascension eine Insel der Katzen machen. Die einzigen Tiere, die auffallen, sind die riesigen, harmlosen Landkrabben, die wilden Schafe und ein paar halb wilde Esel. Wegen dieser Esel müssen wir die Türen unseres Bungalows immer schliessen. Sie dringen sonst bis ins Schlafzimmer vor und versuchen, die Decken und Kissen zu fressen.

### Mit der Luftwaffe

Ascension Island gehört zu Grossbritannien. Nur die britische Luftwaffe fliegt Touristen auf die Insel. Ihre grösste Ausdehnung beträgt etwa 12 Kilometer in Nord-Süd-Richtung und etwa 14 Kilometer in Ost-West-Richtung. Die Fläche beträgt zirka 91 km<sup>2</sup>, und der höchste Punkt («The Peak», Green Mountain) liegt auf 859 Meter über Meer. Für alle Buchungen – Flüge, Hotel, Mietauto – gibt es nur eine Adresse: [www.ascension-island.gov](http://www.ascension-island.gov). Auch der Permit (so etwas wie ein Visum) kann unter dieser Adresse online eingeholt werden. Dabei wird auch eine Versicherung für einen allfälligen Rücktransport im Krankheitsfall verlangt.

Ascension Island ist wohl der einzige Ort der Erde ohne Privatbesitz. Alle Häuser gehören dem britischen Staat, auch das Hotel, das «Hayes House» und das «Clarence House» und die beiden Bungalows. Hier darf nur leben, wer einen Arbeitsvertrag hat. Wer ins Rentenalter kommt, muss gehen. Selbst dann, wenn er hier aufgewachsen ist und die Insel nie verlassen hat. Auch die Kinder der hier lebenden Familien werden gezwungen, die Insel zu verlassen, wenn sie die Grundschule beendet haben, mündig sind und keine Arbeit finden. Die Luftwaffenbasen der Amerikaner und der Briten sind ziemlich die einzigen Arbeitgeber. In der Regel gibt es Zeitverträge.

Die meisten Arbeitnehmer kommen von St. Helena. Dort gibt es Privatbesitz, aber, abgesehen von der Flughafenbaustelle, keine Arbeit. Mit dem Geld, das auf Ascension Island verdient wird, werden daheim die Häuser ausgebessert und die Bankkonten geäufnet. Erst 2015 dürfte der Flughafen auf St. Helena eröffnet werden. Bis dahin gibt es nur die Schiffsverbindung. Früher benötigten die Schiffe bloss zwei Tage von St. Helena nach Ascension Island. Neuerdings wird Diesel gespart und nicht mehr Vollgas gefahren. Jetzt dauert die Reise drei Tage.

### Besuch der Meeresschildkröten

Und was bleibt dem Müssiggänger auf einer Insel ohne Ferieninfrastruktur und Remmidemmi? Ein Auto zu mieten, um überall hinzugelangen – öffentliche Verkehrsmittel gibt es nicht. Natürlich die Wanderungen oben um den Green Mountain. Es gibt mindestens vier verschiedene Rundwege (Trails) mit grandioser Sicht auf das endlose Meer mit dem ewigen Horizont. Und natürlich das Baden im Meer. Es gibt einen Badestrand. Wir haben ihn meistens für uns allein. Wunderbar lässt sich hier schwimmen, die Strömung ist schwach, und die Haie sind fern. Das Wetter ist äusserst angenehm, gut 25 Grad warm ist die Luft, ein ständiger Wind fächelt Kühlung.

Und es bleibt auch das Gefühl, dass wir hier vielleicht doch auf Atlantis gestrandet sind. Die Meeresschildkröten, die in Brasilien leben, schwimmen übers endlose Meer bis nach Ascension Island hinüber, um hier ihre Eier im Sand zu vergraben. Niemand weiss, warum sie diese Mühe auf sich nehmen. Die Wissenschaft steht immer noch vor einem Rätsel. Die Erklärung, die mir am besten gefällt: Ascension Island ist der letzte Rest des sagenhaften Atlantis. Atlantis war ein riesiger Inselkontinent mitten im Atlantik und reichte fast bis nach Brasilien – die Schildkröten hatten es nicht weit. Dann flog Atlantis in die Luft (oder versank in den Fluten des Meeres), und geblieben ist bloss noch eine Vulkaninsel mitten im Ozean. Nun schwimmen die Schildkröten einfach immer weiter, bis sie auf Ascension Island treffen, diesen letzten Rest von Atlantis. ○

# Wahrsager, nicht Wissenschaftler

Ein Vierteljahrhundert lang warnten führende Klimaforscher vor einer gefährlichen Erderwärmung aufgrund des CO<sub>2</sub>-Ausstosses. Jetzt veröffentlichen sie unter Schweizer Führung einen neuen Bericht. Er zeigt: Die Wissenschaftler lagen falsch. *Von Markus Schär*



«Dokument von fast biblischer Unfehlbarkeit»: Weisswal im Atlantik.

Thomas Stocker erlebt einen historischen Moment. Der Berner Professor für Umweltphysik führte seit 2008 ein international aufgebotenes Team von 257 Spezialisten, das den Stand der Klimaforschung sichtete. Seine Erkenntnisse legt es am Freitag in Stockholm vor: im wichtigsten Teil des fünften Berichts des Uno-Klimarats IPCC. Derzeit handeln die Forscher mit den Vertretern von 195 Regierungen in aufreibenden Sitzungen die Zusammenfassung für die Politiker aus. Das geschieht Zeile für Zeile, denn die feinste Nuance bewegt die Welt. Die Entscheide in der Energiepolitik wirkten auf Jahrzehnte hinaus, sagte Thomas Stocker im April in einem Interview mit der *Weltwoche*: «Der Bericht soll einen Beitrag leisten, dass wir diese Entscheide in Kenntnis aller Tatsachen treffen.»

Aber Thomas Stocker könnte auch einen historischen Moment erleben, den er sich so nicht

erwünschte. Denn die Delegierten in Stockholm, die über die wissenschaftliche Wahrheit abstimmen, können sich kaum mehr auf die Tatsachen einigen. Die Deutschen fordern, der Bericht dürfe nicht erwähnen, dass die globale Temperatur in den letzten 15 Jahren nicht anstieg. Die Belgier wünschen, die Temperaturkurve solle nicht 1998, im bisher wärmsten Jahr, beginnen, sondern 2000, damit sie doch ein bisschen nach oben zeige. Und die Ungarn schlagen gar vor, Tatsachen zu verschweigen, die den «Klimaleugnern» Munition liefern.

Auf diesen Fakten bestehen andererseits die Chinesen, die Inder und die Brasilianer: Sie sträuben sich dagegen, ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss zu beschränken und damit ihre Wirtschaft zu behindern – von den Beweisen für eine gefährliche menschengemachte Klimaerwärmung hängt ab, ob sie sich in ein Abkommen einbinden lassen. Und dazu kommen Kritiker, die

den Bericht grundsätzlich anzweifeln, so ausgerechnet die Niederlande, die gemäss den Klimaforschern in der Nordsee versinken: Sie verlangen, dass die Wissenschaftler auch natürliche Ursachen für die Erwärmung untersuchen, und sie bemängeln vor allem, ein über sechs Jahre erarbeiteter und ausgehandelter Bericht könne den Stand der Klimaforschung, die rasant fortschreitet, nicht widerspiegeln.

Diese Kritik teilten viele, so sagt Professor Myles Allen, Direktor der Klimaforschung an der Universität Oxford: «Der Auftrag, ein Dokument von fast biblischer Unfehlbarkeit zu erarbeiten, beruht auf einer falschen Vorstellung, wie sich die Wissenschaft entwickelt.» Der fünfte IPCC-Bericht, meint nicht nur er, sollte deshalb der letzte sein.

Das braucht Thomas Stocker nicht zu kümmern; er bleibt mit oder ohne sechsten Bericht eine der global massgeblichen Stimmen der Kli-

maforschung. Aber es muss ihn kümmern, dass zunehmend auch die Stimmen der Klimaforschung im kakofonen Chor erklingen: Der Konsens, den die Klimawissenschaftler in den letzten Jahrzehnten betonierten (nächste Seite), bröckelt – oder bricht gar in sich zusammen.

### An einem heißen Sommertag

Dieser Konsens bildete sich, als der Nasa-Forscher James Hansen am 23. Juni 1988 im US-Senat auftrat: An diesem heißen Sommertag in Washington erklärte er den Politikern bei ausgeschalteter – oder, wie böse Zungen sagen: auf Heizung gestellter – Klimaanlage, die globale Erwärmung lasse sich mit 99-prozentiger Wahrscheinlichkeit nicht mit den natürlichen Schwankungen, sondern mit den menschengemachten Treibhausgasen erklären.

Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>) macht zwar nur 0,04 Prozent der Atmosphäre aus, aber ohne das Gas gäbe es kein Leben: Wie ein Treibhaus sorgt es dafür, dass die Erde weniger Wärme abstrahlt, als von der Sonne einfällt – ohne diesen Effekt wäre es um rund 33 Grad kälter. Vor der Industrialisierung fanden sich in der Atmosphäre erst 280 ppm (Teilchen pro Million), in den letzten 150 Jahren stieg der Anteil auf 400 ppm, weil die Menschen Öl und Gas verbrannten und Urwälder abfackelten. Gleichzeitig kroch die globale Temperatur von den 1880er bis zu den 1980er Jahren um rund 0,7 Grad hoch. Zwar gab es zwischenzeitliche Abkühlungen, derentwegen die Forscher noch in den 1970er Jahren eine neue Eiszeit fürchteten; aber CO<sub>2</sub>-Anteil und Erdtemperatur liefen einigermaßen parallel. Ergo, meinte James Hansen, müssten die Menschen die Schuld für die Erwärmung tragen.

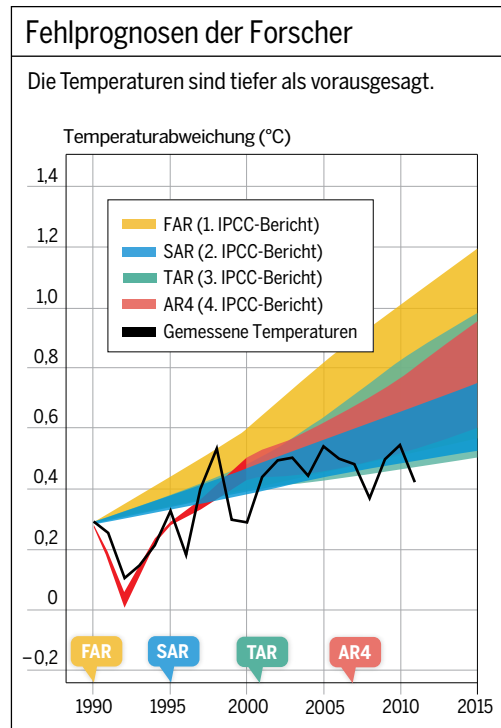
Im gleichen Jahr gab die Uno dem Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) den Auftrag, einen Bericht über die Erkenntnisse der Klimaforschung vorzulegen. Gestützt auf den alarmierenden ersten IPCC-Report von 1990, verabschiedete die Uno-Konferenz von Rio 1992 eine Klimakonvention, und die Industriestaaten verpflichteten sich 1997 mit dem Kyoto-Protokoll, ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss zurückzufahren.

Damit bekam der Klimarat, der eigentlich nur Forschung prüfen und werten sollte, eine gewaltige politische Bedeutung: Die Staaten gaben Billionen von Dollar aus und wandten Milliarden von Mannstunden auf, um die Klimaerwärmung zu bekämpfen. Denn das IPCC gab sich immer überzeugter von der Schuld der Menschen – im Entwurf zum derzeit ausgehandelten Bericht schraubte es die Wahrscheinlichkeit nochmals von 90 auf 95 Prozent hoch. Trotzdem ist die Klimapanik ein Vierteljahrhundert nach James Hansens Warnung wohl vorbei.

Denn in seinem neuen Bericht widerlegt sich der Klimarat selbst. Die Wissenschaft entwickelt sich gemäss dem Philosophen Karl Popper weiter, indem sie Thesen aufstellt und überprüft: Als (vorläufige) Wahrheit kann nur gelten, was sich auf keine Weise falsifizieren,

also als falsch beweisen lässt. Das IPCC aber versuchte mit immer ausgetüftelteren Modellen und ausgefeilteren Studien, seine Theorie zu verteidigen. Es machte sich dabei gerne unangreifbar, indem es sich in Voraussagen erging, deren Eintreffen kein Zeitgenosse erlebt. Aber nach 25 Jahren lassen sich doch viele Prognosen der Klimaforscher überprüfen – das Resultat ist für das IPCC verheerend.

So nahm sich Professor Jan Erik Solheim von der Universität Oslo die wegleitende Studie von James Hansen von 1988 vor. Der Nasa-Forscher sagte voraus, bei einer jährlichen Zunahme des CO<sub>2</sub>-Ausstosses um 1,5 Prozent schnelle die Temperatur bis 2011 um 1,5 Grad hoch. Tatsächlich stiegen die CO<sub>2</sub>-Emissionen sogar um 2,5 Prozent pro Jahr, die Temperatur



Tiefere Temperaturen als erwartet.

lag 2011 aber nur um 0,3 Grad höher – unter dem Wert, den die Forscher für das hypothetische Szenario errechnet hatten, dass ab dem Jahr 2000 kein CO<sub>2</sub> mehr dazukomme.

Die Prognosen des IPCC prüfte der Klimarat selbst. Im Entwurf des neuen Berichts, der letztes Jahr an die Gutachter ging, fand sich eine aufsehenerregende Grafik (siehe oben): Sie zeigte die Prognosen der bisherigen vier Berichte zur Klimaerwärmung und die tatsächlich gemessenen Temperaturen – diese liegen nach 15 Jahren Stillstand unter allen Voraussagen. Nur mit einem Erwärmungsschub in den kommenden Jahren käme die Temperaturkurve wieder in den prognostizierten Bereich; die massgeblichen britischen Meteorologen – die sich allerdings schon mit ihren Mittelfristprognosen oft böse verhauen – sagen aber eine Abkühlung voraus. Die Desavouierung der Forscher führte zu «heftigen Kommentaren», wie Thomas Stocker in

der *Weltwoche* sagte. Im publizierten Bericht dürfte die Grafik, die nur bekannte Fakten zeigte, deshalb nicht mehr stehen.

Wer so danebenliegt, ist nicht Wissenschaftler, sondern Wahrsager – mit kläglicher Performance. Das IPCC dachte aber nicht daran, seine Theorie für offensichtlich falsch zu erklären, sondern schraubte an seinen Modellen herum und suchte für seine Thesen nach Erklärungsgründen: So soll die Wärme in den Tiefen der Ozeane verschwinden (das lässt sich mit den verfügbaren Instrumenten kaum messen) oder der Ausstoss von Aerosolen vor allem durch die chinesische Industrie die Sonneneinstrahlung vermindern (das kann aufgrund der Daten nicht stimmen).

Zuletzt jubelten die bedrängten Forscher angesichts einer Studie, die eine kühle Strömung im Pazifik als Erklärung anbot. «Eine schöne Bestätigung unseres Ozeanzyklenmodells, das wir Anfang 2012 in unserem Buch <Die kalte Sonne> vorgestellt haben», höhnen Fritz Vahrenholt und Sebastian Lüning: Ihre Theorie erntete bisher heftige Kritik. Der Chemieprofessor und Energiemanager Vahrenholt und der Geologiedozent Lüning zeigen, dass sich mit den Zyklen von Sonne und Ozeanen die Temperaturentwicklung besser erklären lässt als mit den Modellen des Klimarats – die IPCC-Forscher feinden sie deshalb an.

### Wikinger: «Grünes Land» Grönland

Weil die rechtgläubigen Wissenschaftler kaum natürliche Einflüsse anerkennen, versagen sie nicht nur bei der Vorhersage, sondern auch bei der Nachhersage des Klimawandels. Wenn das menschengemachte CO<sub>2</sub> allein die Klimaerwärmung verursachen soll, darf es in früheren Zeiten, als die Menschen noch kaum CO<sub>2</sub> erzeugten, nie wärmer gewesen sein. In der Jungsteinzeit, als Ötzi um 3200 vor Christus in den Tiroler Bergen verstarb und danach für Jahrtausende unter Gletschereis verschwand, genossen aber die Menschen in Mitteleuropa ein günstiges, nämlich um 4 Grad wärmeres Klima. Und in der Römerzeit, als Hannibal 218 vor Christus mit Elefanten über die Alpen zog, herrschte ein mindestens gleich warmes, also freundliches Klima wie heute. Diese Warmzeiten lassen sich mit einer stärkeren Sonneneinstrahlung einigermaßen erklären. Aber was ist mit dem Hochmittelalter (10. bis 13. Jahrhundert), als die Wikinger das «grüne Land» Grönland entdeckten und die Chinesen die eisfreie Arktis durchsegelten?

Das IPCC erklärte, was es nicht erklären konnte, kurzerhand zum regionalen Phänomen. Sein Bericht von 2001 trumpfte mit der Grafik des jungen US-Forschers Michael Mann auf: Diese stellte die Temperaturentwicklung im letzten Jahrtausend als Hockeyschläger dar, mit einem flachen Verlauf bis 1900 und einem schnellen Anstieg im 20. Jahrhundert. Die Warmzeit im Hochmittelalter und die

## Skeptiker im Aufwind

Die Behauptung, der Mensch sei der massgebliche Verursacher des Klimawandels, ist wissenschaftlich nicht gesichert.



*Zweifel sind unerwünscht:* Historikerin Oreskes.

Anlässlich der Veröffentlichung des neuen Berichts des Weltklimarats (IPCC) werden Forscher, Politiker und Medienschaffende einmal mehr behaupten, in der Wissenschaft bestehe ein Konsens darüber, dass menschengemachte Klimagase massgeblich an der Erderwärmung schuld sind. Dieses Ritual gehört seit den ersten Warnungen vor einer Klimakatastrophe zu den Standard-Argumenten, um Skeptiker in den Senkel zu stellen.

«Wir Menschen verändern das globale Klima», verkündete Bill Clinton schon 1997. Barack Obama ist genau gleicher Meinung. «97 Prozent der Wissenschaftler stimmen darin überein», twitterte er. «Wir sollten keine Zeit mehr für diese Debatte verschwenden», forderte Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon. Die amerikanischen Historiker Naomi Oreskes und Erik Conway sprechen in ihrem Buch «Merchants of Doubt» von einer Scheindebatte der Wissenschaft um den Klimawandel. Einige wenige Gestalten, die früher die Schädlichkeit des Rauchens geleugnet hätten, würden erfolgreich Zweifel am wissenschaftlichen Konsens streuen. Es handle sich um Pseudowissenschaftler, die hauptsächlich der konservativen Rechten in den USA zudienten.

Wäre es so, müsste allerdings die amerikanische Physikervereinigung bei dunklen Machenschaften mitmischen. Sie schrieb 2008 von einer «beachtlichen Präsenz» von Forschern in ihren Reihen, die einen massgebenden Einfluss des Menschen auf das Klima bestritten. Auch würde es sich bei den vielen Wissenschaftlern, die der menschengemachten Erderwärmung öffentlich abschwören, nur um Leute handeln, die keine Ahnung von Klimaforschung hätten – also auch bei den 700 Forschern, darunter einige, die ehemals dem IPCC zudienten, die sich 2008 in einem Bericht an den US-Senat gegen die alarmistischen Schlüsse des Weltklimarats wandten. Bereits Jahre zuvor hatten über 30 000 wissenschaftlich gebildete Personen die «Oregon-Petition» unterschrieben, die sich gegen politische Klimaziele stellt. 2009 forderten 77 Naturwissenschaftler, vorwiegend aus Deutschland, in einem Brief an Kanzlerin Angela Merkel eine ideologiefreie Debatte über den Klimawandel. Und im letzten November widersprachen 125 Wissenschaftler – vor allem Klimaforscher – Ban Ki Moons Forderung.

Gäbe es einen Konsens, müssten sich auch viele Klimaforscher ausserhalb der USA und Europas irren. So bestritten 2008 russische Forscher, dass Klimamodelle mit Computern aussagekräftig sind. Auf solchen Modellen be-

ruhen aber die Warnungen des Weltklimarats. 2009 stellten sich drei japanische Klimaforscher öffentlich gegen das IPCC. Es gebe unter den japanischen Kollegen «weitverbreitete Skepsis», was die menschengemachte globale Erwärmung betreffe, sagte damals Shigenori Maruyama, Geologieprofessor am Tokyo Institute of Technology.

Falsch liegen müssten auch viele Verfasser von Umfragen, ob Wissenschaftler von einer drohenden Klimakatastrophe überzeugt seien. Zwei deutsche Kommunikationswissenschaftler ermittelten 2006, dass weniger als die Hälfte der deutschen Klimaforscher den Menschen als Hauptverursacher höherer Temperaturen sieht. Forscher der amerikanischen George Mason University kamen 2008 zum Schluss, dass nur etwas mehr als die Hälfte von fast 500 Erd- und Atmosphärenphysikern die Klimaforschung als «reife Wissenschaft» erachten. Es gebe «mehr Debatten unter Wissenschaftlern, als ich erwartet habe», kommentierte Robert Richter, der die Umfrage leitete. Wären sich die Klimaforscher einig, müsste es sich zudem bei der Website Popular Technology.net um eine Chimäre handeln. Dort sind 1100 wissenschaftliche Studien aufgelistet, die die Argumente der Zweifler stützen. «Die Klimaskeptiker übertreffen die Klima-Alarmisten in Anzahl und wissenschaftlichem Ansehen um Längen», bilanziert der deutsche Physiker Horst-Joachim Lüdecke im Buch «Energie und Klima».

Umgekehrt tauchen regelmässig Erhebungen auf, laut denen sich die Klimaforscher doch einig sind. Die erwähnte Historikerin Naomi Oreskes will 2004 unter fast tausend wissenschaftlichen Arbeiten keine einzige gefunden haben, die Zweifel an der künstlich erzeugten Erderwärmung weckt. Im letzten Frühling kam der australische Blogger und überzeugte Klima-Alarmist John Cook zum Schluss, 97 Prozent der Klimastudien sähen den Menschen als Auslöser der Erwärmung.

### Welchen Anteil hat CO<sub>2</sub>?

Cooks Kriterien waren allerdings einseitig. Er rechnete alle Studien, die die Aussage: «Die Menschen verursachen die globale Erwärmung», stützen, dem Konsens-Lager zu. Genau genommen widersprechen dem jedoch nur wenige Forscher. Dass mehr CO<sub>2</sub> die Erde ein Stück weit aufheizt, ist fast unbestritten. Klimaforscher streiten aber darüber, zu welchem Anteil CO<sub>2</sub> die Erwärmung verursacht und wie weit natürliche Faktoren schuld sind. Das ist auch die relevante Frage. Denn wenn



der Beitrag des CO<sub>2</sub> gering ist, macht Klimapolitik keinen Sinn.

Den gleichen Trick, den Konsens so lasch zu definieren, dass kaum jemand widersprechen kann, wandte jüngst auch Stefan Rahmstorf an, einer der Leitautoren des IPCC. «Dass unsere Treibhausgasemissionen zu einer globalen Erwärmung führen, gehört zum gesicherten Fundament der Klimaforschung», schrieb er in der *Süddeutschen Zeitung*. Richtig. Aber entscheidend ist, welchen Anteil die Treibhausgasemissionen zur Erwärmung beitragen.

Ein anderer Trick, um einen Konsens vorzutäuschen, ist der Vorwurf der Inkompetenz. Er traf zum Beispiel Fritz Vahrenholt in Deutschland, der im Buch «Die kalte Sonne» zum Schluss kam, die Sonne präge das globale Klima. Als Chemiker könne er nicht mitreden, wurde ihm entgegengehalten. Vahrenholt hat sich aber lange mit Energie- und Umweltfragen befasst und besitzt das naturwissenschaftliche Rüstzeug, um sich in Sachen Klima zu äussern. Nachdem er sich ein Jahr lang intensiv mit Klimaforschung beschäftigt hat, muss man sein Urteil ernst nehmen.

#### «Hockeyschläger-Kurve» widerlegt

Der Vorwurf an Forscher, keine Klimawissenschaftler zu sein, zielt generell ins Leere. Denn eine Spezies «Klimaforscher» gibt es genau genommen gar nicht. Es gibt nur Naturwissenschaftler wie Geologen, Physiker, Biologen oder Chemiker, die sich mit bestimmten Aspekten des Klimas befassen. Die Erforschung des Klimas ist nicht so spezialisiert, dass man als Wissenschaftler schon jahrzehntelang dabei sein muss, um Bescheid zu wissen. Selbst Akademiker, die noch nie zum Klima forschten, können wertvolle Beiträge liefern. Das zeigte der kanadische Bergbauspezialist Stephen McIntyre. Er wies führenden IPCC-Forschern nach, dass ihre berühmte «Hockeyschläger-Kurve» auf falschen statistischen Verfahren beruht. Mit dieser Kurve zu den Globaltemperaturen hatte das IPCC zuvor jahrelang vor einer Klimakatastrophe gewarnt. Einwände von naturwissenschaftlich gebildeten Leuten sind in der Klimaforschung also ernst zu nehmen.

«The science is settled» (die Wissenschaft ist gefestigt), behauptet Al Gore schon seit Jahren. Aber noch immer gibt es keine Spur von Konsens in der Klimawissenschaft. Muss man dem amerikanischen Fast-Präsidenten den Friedensnobelpreis nachträglich aberkennen?  
*Alex Reichmuth*

Horst-Joachim Lüdecke: Energie und Klima. Expert

«Kleine Eiszeit» vom ausgehenden 16. bis ins 19. Jahrhundert, wie sie die Historiker bis dahin kannten, gab es nicht mehr.

In den letzten Jahren zeigte aber eine Fülle von Studien aus aller Welt die mittelalterliche Warmzeit und die neuzeitliche «Kleine Eiszeit» als globales Phänomen, auch mit gleich schneller Erwärmung oder Abkühlung wie im 20. Jahrhundert. Und insgesamt, bewies letztes Jahr ein Team mit Schweizer Beteiligung, kühlte sich das Klima seit der Römerzeit sogar ab. Der Entwurf zum neuen IPCC-Bericht räumt denn auch ein, dass im Hochmittelalter die gleichen angenehmen Temperaturen herrschten wie heute und dass danach in der «Kleinen Eiszeit» die Menschen unter der Abkühlung litten – die Klimabibel von 2001 mit ihrer Hockeyschläger-Grafik war offensichtlich falsch. Nur vor dem logischen Schluss schrecken die Forscher zurück: Nach einer Eiszeit wird es zum Glück wieder wärmer.

Immerhin geben die Wissenschaftler zu, dass mit ihren Modellen etwas nicht stimmen kann, nämlich die Klimasensitivität des Kohlendioxids (Erwärmung bei einer Verdoppelung des CO<sub>2</sub>-Anteils). Kohlendioxid wirkt als Treibhausgas, das bestreitet niemand ernsthaft – umstritten bleibt aber, wie stark. Nur mit Rückkoppelungs- und Verstärkungseffekten, die bisher niemand genau ermitteln konnte, führt der zunehmende CO<sub>2</sub>-Ausstoss zu einer gefährlichen Klimaerwärmung. Jetzt schraubt das IPCC die Werte für die Klimasensitivität offenbar hinunter – und damit seine Voraussagen: Das Klima erwärmt sich bis 2100 «wahrscheinlich» um 1 bis 2,5 Grad und «extrem unwahrscheinlich» um mehr als 3 Grad. Eine Erwärmung von weniger als 2 Grad, meinen die meisten Wissenschaftler, nützt aber den Menschen mehr, als sie ihnen schadet.

Also gibt es keinen Grund zum Alarm mehr? «Wir sollten anerkennen, dass es die globale Erwärmung gibt», meint der dänische Forscher Björn Lomborg. «Aber wir sollten auch anerkennen, dass unsere gegenwärtige Klimapolitik zu teuer ist. Die EU will dafür bis ins Jahr 2100 alljährlich 250 Milliarden Euro ausgeben. Mit diesen 20 Billionen Euro senkt sie die Temperatur im Jahr 2100 um 0,05 Grad.»

Aber Thomas Stocker und seine Berner Kollegen haben vorgesorgt, um ihre geopolitische Bedeutung zu bewahren. Im Juli, also lange nach Annahmeschluss für den neuen Bericht, veröffentlichten sie eine Studie, in der sie eine noch strengere Politik fordern – weniger wegen der Klimaerwärmung als wegen anderer Folgen wie der angeblichen Versauerung der Ozeane. Hauptsache, Alarm, denn Stocker besteht auf dem, was er im April in der *Weltwoche* sagte: «Das Problem ist da, es ist eines der grössten der Menschheit, und wir haben die Wahl, wie gross es sein wird.»

Das *Weltwoche*-Interview mit Professor Thomas Stocker, kommentiert von Sebastian Lüning, findet sich auf der deutschen Website [www.kaltesonne.de](http://www.kaltesonne.de) oder in der englischen Übersetzung auf [www.notrickszone.com](http://www.notrickszone.com)

## Expovina 2013: Kategorien-Sieger.



Peter Rahm, Weinkellerei  
Rahm, Hallau:  
«Fruchtig und spritzig,  
mit schöner Fülle und  
zartem Schmelz.»  
CHF 11.65 (75 cl)  
[www.weinkellerei-rahm.ch](http://www.weinkellerei-rahm.ch)



[www.blauburgunderland.sh](http://www.blauburgunderland.sh)

# Das Salz der Erde

Verstossen, verfolgt, vernichtet. Keine Geschichte ist dramatischer als jene der Juden. Wer sind sie? Was schweisst ihr Volk zusammen? Wie haben sie trotz aller Anfeindungen bis heute überlebt? Simon Schama, Starhistoriker mit theatralischem Flair, hat sich an den epischen Stoff gewagt. Von Urs Gehriger

Es giesst aus Kübeln an diesem Septembertag, Regenschirme tanzen über dem Asphalt am Londoner Sloane Square, über hundert Meter reißen sie sich vor dem Eingang der Cadogan Hall auf. Drinnen auf den Rängen und Balkonen harren bereits, angeregt tuschelnd, an die tausend Leute.

Gleich wird hier Simon Schama auftreten, der britische Historiker, der Geschichte wie ein Entertainer zelebriert, aber zuerst ist noch etwas Filmisches eingeplant auf der Bühne, auf der sonst das Royal Philharmonic Orchestra gastiert – eine Art Werbespot für sein neues Buch.

Und dann ist der da, reisst etwas kokett die Arme in die Luft, schickt Handküsse in den Saal. «Hello!», ruft er mit theatralischer Stimme. Mit einem Wort gibt er den Ton für den Abend an. Ein Fest soll es werden, Heiterkeit, Freude, was nicht selbstverständlich ist beim Thema dieser Veranstaltung. Das Publikum quittiert es mit tosendem Applaus.

Simon Schama ist ein Star. Episch hat er dem Fernsehpublikum vor ein paar Jahren die Geschichte Grossbritanniens erzählt. Nun ist er wieder auf Sendung, mit der BBC-Serie zu seinem neuen Buch: «The Story of the Jews» – Die Geschichte der Juden.

Es ist eine Geschichte von Millionen Gesichtern und ebenso vielen Schicksalen. Was also, wenn überhaupt, haben sie gemeinsam? Nicht die Hautfarbe, nicht die Sprache, die sie sprechen, die Melodien, die sie singen, nicht ihre Meinungen (Juden sind leidenschaftlich streitlustige Menschen), nicht einmal die Art, wie sie beten, vorausgesetzt, sie beten überhaupt. «Was uns zusammenhält, ist eine Geschichte», sagt Simon Schama, «die Geschichte, die wir in unseren Herzen tragen, eine Geschichte des Leidens und der Widerstandskraft, der Ausdauer und der Kreativität.»

## Assistent Freud

Es ist ein episches Unterfangen, das zwangsläufig Flickwerk bleiben muss, will man es zwischen zwei Buchdeckeln zusammenfassen. Schama, der sich zum Reformjudentum zählt, umgeht das programmierte Scheitern, indem er seinen dramaturgischen Spürsinn walten lässt, seinen Instinkt für Ereignisse, die er als Symbole für Komplexes auswählt und mit distinguiertem Sprachkunst modelliert.

Um nach der Wurzel des Judentums zu greifen, wählt er Sigmund Freud zu seinem Assistenten. «Ausgerechnet Freud!», ist man geneigt zu sagen, Freud, den Atheisten. Verfolgt

von den Nazis, aus Wien geflüchtet im Alter von 82 Jahren, gelangt Schama nach England, «liebenswertes, freies, grossherziges England», wie er es nannte. Hier konnte er sich den Fragen zuwenden, die ihn seit Jahren beschäftigt hatten. Woher stammt die ausgeprägte Identität der Juden? Und wie, trotz aller Widersprüche, vermochte sie zu überleben?

In der Kollektion von Figuren und Ornamenten, die er in seinem Arbeitszimmer versammelt hatte, befand sich ein Artefakt, der für Ausdauer und Überleben steht: eine antike Menora, die siebenarmige Lampe, die die Erleuchtung symbolisiert. «Die Menora ist das älteste und dauerhafteste Symbol der jüdischen Identität», so Schama, «selbst für jemanden wie Freud, der sich als <gottlosen Juden> bezeichnete.»

Gottlos mag er gewesen sein. Aber Freud gab sein Judentum nie auf. Und als der Nazi-Antisemitismus sich wie ein dunkler Tintenfleck auszubreiten begann, bekannte er sich

## An Gelegenheiten für den Untergang hat es wahrlich nie gefehlt.

öffentlich und laut als Jude. Die Psychoanalyse, Freuds grosse Entdeckung, war getrieben von der Überzeugung, in unserer Herkunft liege die Erklärung für alles, was folgt. Bestürzt über den dunklen Hass, losgetreten von den Nazis, wandte Freud seine Theorie auf das Judentum an. Im Herzen der jüdischen Geschichte lag eine alte Obsession Freuds: Moses, die dominierende Vaterfigur, welche ihr Volk aus Ägypten herausführte und ihm Geschenk und Bürde der zehn Gebote auf die Schultern legte.

Inmitten des Nazi-Horrors wandte sich Freud den Fragen Moses' zu: Wie, warum und wann hat das bemerkenswerte Schicksal der Juden begonnen? Und warum hat der Rest der Welt so oft beschlossen, sie dafür teuer bezahlen zu lassen?

Freuds Theorie war starker Tobak: Die antiken Israeliten hätten gegen Moses rebelliert und ihn getötet. Und dann, aus Schuldgefühl und Reue, hätten sie die Gesetze anerkannt, die er vom Berg Sinai heruntergebracht hatte, und an ihnen festgehalten trotz Verfolgung, Exil und Exekution.

Freuds Theorie löste, nicht ganz unerwartet, einen Skandal aus und legte einen Schatten auf

Freuds letzte Lebensmonate. «Etwas ausserordentlich Wichtiges war untergegangen in all dem empörten Rufen und Schreien», stellt Schama fest. «Freuds leidenschaftliche Überzeugung, dass die Juden sich durch die Aufbewahrung ihrer Religion – bewusst oder unbewusst – eine aussergewöhnliche Möglichkeit gegeben haben, nicht nur als Glaubensgemeinschaft, sondern als Volk zu überleben, selbst wenn alles andere verloren ging: Haus, Land, Königreich. Das ist die Bedeutung der reisenden Menora: die Idee, eine Identität aufrechtzuerhalten, intellektuell, kulturell und spirituell.»

## Eingekeilt zwischen Grossmächten

Die jüdische Geschichte wurzelt in einer besonderen Landschaft, einem Ort mit vielen Namen: «das Land, wo Milch und Honig fliesst», «Land Israel», «das Heilige Land», «Gelobtes Land». Die Sefar-Thora, die heilige Schrift, die Christen das Alte Testament nennen, erzählt lebhaft davon. «Welch Moment der Literatur!», schwärmt Schama. Adam und Eva werden aus dem Paradies geworfen, Kain tötet seinen Bruder Abel, Noah baut die Arche, Abraham wird aufgefordert, seinen Sohn Isaak zu opfern. Und das alles, bevor Moses überhaupt die Bühne betritt!

Man braucht die Bibel nicht als faktentreue Quelle anzusehen, um festzustellen, dass sich in dieser Gegend etwas Besonderes abspielte vor dreieinhalbtausend Jahren. Ein Volk findet zu Gott, zu *einem* Gott, der dazu noch gesichts- und formlos ist. Der Monotheismus wird «erfunden».

Neben all diesen inspirierenden Geschichten zeugt die Thora von einer Fülle an Tragödien. Gott mag dieses Volk auserwählt haben, das sich in Jerusalem einen Tempel erbaut. Aber er scheint es bald wieder fallenzulassen. Eingekeilt zwischen den Grossmächten Ägypten, Assyrien, Babylon geht das jüdische Königreich 587 v. Chr. unter, sein Volk endet in Gefangenschaft, von Nebukadnezar ins Exil nach Babylon gezwungen.

Niemand mehr würde von den Juden heute reden, hätte sie dasselbe Schicksal ereilt wie all jene Völker – von den Moabitern bis zu den Amoritern –, die vom Wind der Geschichte verweht wurden. An Gelegenheiten für den Untergang hat es wahrlich nie gefehlt: von der *soft power* der griechischen Philosophen und Wissenschaftler bis zu den Hammerschlägen der römischen Legionen. Von der drohenden Ver-



«Welch Moment der Literatur!»: Historiker Schama.

nichtung durch Assimilation mit fremden Kulturen bis zur Zerstörung des zweiten Tempels im Jahr 70 durch Titus.

Auf scheinbar wundersame Weise ist es nicht geschehen. Im September 1913 besucht Sigmund Freud, der gottlose Jude, Rom. Von dort schickt er einem Freund eine Postkarte vom Titusbogen, dem Triumphmonument zu Ehren des römischen Siegs über die Juden. Darauf notiert er: «Der Jude übersteht's.»

### Im Talmud liegt das Geheimnis

«Das römische Imperium ist gekommen und verschwunden», sagt Schama, «aber besucht man samstags eine Synagoge, kann man sie immer noch, die Worte des Talmuds.»

«Was hat es auf sich mit diesen Worten?», fragt einer aus dem Publikum in der Londoner Cadogan Hall. «Haben Sie sich je gefragt, warum die Juden so argumentativ sind?», fragt Schama zurück. «Weil es zentraler Teil der jüdischen Religion ist.»

Schama liebt die Bühne. In der Zeit der iPods und iPads wachse der Appetit auf Direktkontakt mit den Autoren, sagt er. «Face Time» nennt er die Liveshow vor seinen Lesern. Die Publikumsfrage nach den Worten gefällt ihm. Nun ist er in seinem Element. Der Untertitel seiner «Story of the Jews» lautet «Finding the Words» – die Worte finden. Und damit meint er nicht bloss die gedruckten Worte in der heiligen Schrift, sondern wie sie gesprochen werden. «Das hebräische Wort für «lesen» – qra – bedeutet förmlich «ausrufen», erklärt Schama. Indem man die Worte laut liest, bleiben sie in Bewegung, am Leben. Darin, so Schama, liege auch ein Grund für das Überleben seines Volkes.

Der beste Beleg für das Geheimnis des Überlebens des Judentums, so Schama, finde sich im Talmud, dem Buch der Anweisungen, das instruiert, wie die Regeln der Thora im Alltag umgesetzt werden sollen. Es ist ein schier endloser Hypertext, kompiliert aus Stimmen von Hunderten Rabbinern, die sich obsessiv mit dem Dilemma des Post-Tempel-Judentums beschäftigten: Wie kann man jüdisch bleiben in einer nichtjüdischen Umwelt?

«Die Interpretation und Kommentierung der heiligen Schrift endet nie, nichts ist jemals festgefroren», sagt der amerikanische Kritiker und Publizist Leon Wieseltier. «Eine Zivilisation, die auf einem Gesetz basiert, wäre längst verschwunden, wenn sie nicht gelernt hätte, sich dem Wandel der Zeit anzupassen.» Aber die jüdische Zivilisation habe sich auf eine Art angepasst, die nicht die eigene Integrität verletzte. «Der Talmud wurde für eine endlose Zukunft geschrieben.» Dadurch sei er zum Grundstein geworden für die Wiedergeburt des Judentums im Exil.

Doch Anpassung an die Zeit und an die kulturelle Umgebung allein garantierte nicht für das Überleben. Nachdem sie zum zweiten Mal



Die Idee, eine Identität aufrechtzuerhalten: Moseskind vor der Tochter des Pharaos.

ins Exil gezwungen wurden, brach das Zeitalter des Christentums an, das den Juden im Kern feindschaftlich gesinnt war, ja in ihnen Gottesmörder sah.

Genaugenommen war der Zusammenprall zwischen Juden und Christen ein Familienstreit. Paulus, der wichtigste Missionar der frühen Kirche, ist ein geborener Jude wie Jesus auch. Für ihn und die anderen Apostel ist das Christentum entweder universell oder nichts. Also beginnt Paulus die christliche Botschaft aggressiv von allen jüdischen Ketten loszusprengen. Wo Paulus aufhört, folgen ihm Kirchenväter wie Chrysostomos alias «Goldmund» (349–407), der Erzbischof von Konstantinopel. Er macht sich zum Kronzeugen des christlichen Antisemitismus: «Weil ihr Christus getötet habt, weil ihr gegen den Herrn die Hand erhoben habt, weil ihr sein kostbares Blut vergossen habt, deshalb gibt es für euch keine Besserung mehr, keine Verzeihung und auch keine Entschuldigung.»

Die Juden als Christusmörder – dieser Schuldvorwurf wird zu einem zentralen Stereotyp des christlichen Antijudaismus. Er wird die soziale Diskriminierung, Unterdrückung und Verfolgung jüdischer Minderheiten bis in die Neuzeit rechtfertigen.

Aber es gibt Orte, wo die Juden im Tageslicht leben dürfen. Man mag es heute kaum für wahr halten, aber vor tausend Jahren war Kairo eine der lebhaftesten jüdischen Gemeinden der Welt gewesen. Und dieses Phänomen ist keine Ausnahme. Am östlichen Mittelmeer blühen jüdische Kulturen, selbst im Herzen Arabiens, der Geburtsstätte des neuen, dritten monotheistischen Glaubens: des Islam. Mohammed weist seine Anhänger sogar an, ihre Gebete in Richtung Jerusalem auszurichten,

nicht zuletzt weil er sich als Nachfolger der biblischen Propheten sah.

Doch von religiöser Egalität kann auch hier keine Rede sein. Muslime behandeln Juden – und Christen – als Dhimmi (Schutzgenossen): toleriert, aber nicht gleichgestellt. Sie dürfen keine Gotteshäuser bauen, die höher sind als Moscheen. Sie dürfen keine Pferde reiten, bloss Esel und nur seitwärts, im Damensitz. Besondere Kleidungsstücke zur Kennzeichnung anderer Religionszugehörigkeit werden verordnet. Das gelbe Abzeichen, gelber Hut und Mantel, sind Erfindungen des Islam. Und es sind Muslime, die den Juden verbieten, Waffen zu tragen, wodurch sie Wegelagerern und Räubern wehrlos ausgesetzt sind.

### Im Schatten des Kreuzes

Doch all das ist weit besser als – wie unter Christen – als Dämonen behandelt zu werden. Die überwältigende Mehrheit der Juden prosperiert unter muslimischer Herrschaft. Mehr als 450 Berufszweige stehen ihnen offen, von Käser über Wagenflicker, Polizist bis Gewürzhändler. Folglich ist es in Andalusien, im tiefen Süden Spaniens, unter der Umajyaden-Dynastie (8.–11. Jahrhundert), wo sich Juden entfalten wie nirgendwo sonst in Europa.

Doch ein gewaltiger Sturm wischt die Blüte bald aus. Die Reconquista, die christliche Rückeroberung der Iberischen Halbinsel, zieht von Norden herab. Derweil stossen aus dem Süden fundamentalistische Kriegerstämme aus Marokko vor. Einklemmt zwischen den Fronten, leiden die Juden unter der Intoleranz beider und werden langsam zerrieben. Im 13. Jahrhundert kollabiert die muslimische Herrschaft in Andalusien. Die Zukunft der Juden in Europa liegt von nun an im Schatten des Kreuzes.

Aber wie die Aschkenasim, die Juden Nordeuropas, bewiesen, ist es möglich, trotz aller Widrigkeiten unter Christen zu leben. Einige bringen es sogar zu blühendem Reichtum. Aaron of Lincoln zum Beispiel, ein jüdischer Financier und einer der reichsten Männer Englands. Die Lincoln-Kathedrale in Mittelengland, eines der bedeutendsten Werke der englischen Gotik, und sechzehn Abteien werden mit Aarons Geld gebaut. Für Kirche und Krone sind Juden wie Aaron die Instanz, die ja sagt: ja zu prunkvollen Gotteshäusern, ja zu Palästen.

Gemäss dem Talmud dürfen Juden zwar nicht voneinander, wohl aber von Christen Zinsen nehmen. Das verschafft ihnen eine Sonderstellung in der von der mächtigen katholischen Kirche geprägten mittelalterlichen Gesellschaft, in der Zins als Sünde gilt und verboten ist. So raffigierig, wie sie gerne dargestellt werden, strecken Juden ihre Hände allerdings nicht nach dem Geldhandel aus. Die Optionen, die ihnen offenstehen, sind eng limitiert.

Geldhandel ist eine der wenigen beruflichen Nischen, die den Juden überhaupt noch geblieben sind. Schon länger sind sie aus den Zünften ausgeschlossen und schrittweise enteignet worden. Es blieben die Finanzbranche – wofür sie stigmatisiert werden – und vor allem die Domäne der Medizin. Christen kommen ebenso wenig wie Muslime ohne die jüdische Arztkunst aus.

Doch geht etwas schief, ist der nächste Jude bestimmt nicht weit, der sich trefflich als Sündenbock anbietet. Als 1348 in ganz Europa Pestepidemien ausbrechen, werden die Juden beschuldigt, sie hätten Brunnen vergiftet, und vielerorts auf dem Scheiterhaufen verbrannt, auch in Bern, Solothurn, Basel und Zürich. Die überlebende jüdische Bevölkerung wird des Landes verwiesen, und so gibt es in der Schweiz bis ins 19. Jahrhundert fast keine Juden mehr.

Bei der Schilderung der antisemitischen Exzesse verfährt Schama wie oft in seinem Werk: furios eklektisch, indem er ein Feuerwerk an bewegenden Geschichten zündet. Wer in Schamas Erzählung allerdings Orientierung und Vollständigkeit sucht, wird enttäuscht. Historisch veranstaltet der beredte Historiker ein leidenschaftliches Potpourri, in dem man rasch den Überblick verliert, bis er wieder eine neue Figur aufleben lässt, die er anekdotenreich schildert. Nachmanides zum Beispiel, den jüdischen Arzt, Rabbiner, Philosoph und Dichter aus Katalonien.

1263 organisiert die Kirche einen öffentlichen Showdown zwischen Christen und Juden – bekannt unter den Namen Barcelona-Disputation. Es ist ein abgekartetes Spiel, bei dem sich die Christen von vornherein als Sieger wähnen. Doch es ist Moses ben Nachman alias Nachmanides, der in diesem Schauspiel zu Hochform aufläuft.

Der Hintergrund des Spektakels ist ein Kern-dilemma der Christen, mit dem sie sich seit Urzeiten konfrontiert sehen, wenn sie das Judentum attackieren: Sie können nicht das Alte Testament angreifen, schliesslich ist es die Basis des eigenen Glaubens. Folglich müssen die Juden als Zeugen des Wunders geschützt werden. Doch die Häresiejäger denken sich einen neuen «Trick» aus, um die verpönten Juden in eine ausweglose Situation zu drängen. Sie behaupteten, dass die Juden nicht länger Bibel-, sondern Talmud-Juden seien. Was war dieser Talmud, dieses mündliche Gesetz, überhaupt ausser einer Sammlung von endlosen Argumenten? Die Juden, so lautet der schicksalsschwere Vorwurf, hätten ihre eigene heilige Schrift verraten. Und durch diesen Verrat seien sie keines Schutzes mehr würdig.

Doch damit ist für die Christen das «Judenproblem» noch nicht gelöst. So gering ihre Zahl sein mochte, die Juden stehen der Wiederkunft des Herrn im Weg. Natürlich kann man sie mit dem Schwert zwingen, ihrem Glauben abzuschwören. Doch das würde bei den ehrgeizigen Triumphatoren, die grosse Stücke auf die eigene Weisheit halten, einen schalen Nachgeschmack hinterlassen. Juden sollen nicht durch Gewalt, sondern durch Intelligenz bezwungen werden. So engagiert sich die Kirche in einem theologischen Schaukampf, um die Wahrheit des Christentums und den Irrtum der Juden zu belegen.

In dem Spektakel legen sie Nachmanides dar, dass in der jüdischen heiligen Schrift die Ankunft des Messias vorausgesagt werde. Nachmanides hält dagegen: Wenn Christus der wahre Messias wäre, wären erstens alle Juden konvertiert, und zweitens wäre unmittelbar nach der Ankunft des Messias Frieden auf

Erden ausgebrochen. Aber offensichtlich sei beides nicht eingetreten. «Schaut die Welt an», sagte er, «schaut das Leiden an.» Jesus könne folglich nicht der Messias gewesen sein. *Game, set, match* für Nachmanides!

Die Schaudebatte zeigt im Kern den Unterschied zwischen dem messianischen Temperament von Juden und Christen. Das Problem der Juden ist, dass sie auf den Messias warten und warten, und er kommt nicht. Das Problem der Christen ist, dass er gekommen ist – und die Welt sich nicht verändert hat.

Man könnte die jüdische Haltung auch als brillant pragmatisch bezeichnen. Letztlich ist sie ein weiterer Grund für die Zähigkeit ihrer Religion. «Die Juden werden die Dinge immer so arrangieren, dass sie nie am Morgen nach der Ankunft des Messias erwachen werden», sagt Wieseltier, «denn das Risiko einer Enttäuschung ist viel zu gross.»

Nachmanides' intellektueller Parforce-Auftritt nützt nichts. 1492 erlassen die katholischen Könige Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragonien ein Ausweisungsedikt. Die Juden werden entweder zur Konversion oder zur Emigration aus Spanien gezwungen. Das sogenannte Alhambra-Edikt ist das Todesurteil für eine Koexistenz von Juden und Christen. «Die Juden taten, was sie immer

---

**«In jeder Generation gibt es solche, die gegen uns aufstehen, uns zu vernichten.»**

---

taten», bilanziert Schama. «Sie packten.» In Marokko und Italien suchen sie eine neue Heimat oder in Ägypten und im Osmanischen Reich, wo der türkische Sultan die verstossenen Juden aktiv dazu aufruft, sich in seinem Reich niederzulassen, und den spanischen König verspottet, seine Kultur werde verarmen und die osmanische aufblühen.

### Schama, der Schamane

An dieser Stelle endet Schamas erster Band seiner Judengeschichte. Die schlimmsten Torturen stehen den Juden erst noch bevor: Das erste Getto, das *ghetto vecchio* in Venedig, unheilvoller Vorbote für kommende Tragödien, ist noch mit keinem Wort erwähnt. Ebenso wenig die Dreyfus-Affäre, Herzls Vision vom Judenstaat, geschweige denn der Holocaust, die Staatsgründung Israels und der Konflikt mit den Arabern, dem medial so viel Beachtung geschenkt wird wie keinem anderen Ereignis in der jüngsten Weltgeschichte.

Als die Juden 1492 vor Spanien in See stehen, müssen sie alles Materielle zurücklassen. «Aber es gab etwas, was man den Juden nicht nehmen konnte», schliesst Schama. «Ihre Sprache, ihre Musik, ihre Poesie, ihre reich gewürzte Küche und vor allem, in ihren Köpfen und Herzen, ihre Religion.»



*Abgekartetes Spiel: Vertreibung aus Spanien.*

Es ist die Religion, die ihnen helfen wird, die dunkelsten Stunden zu überstehen. «In jeder Generation gibt es solche, die gegen uns aufstehen, uns zu vernichten, aber der Allmächtige beschützt uns vor ihren Händen», heisst es in ihrer heiligen Schrift. Ist es Teil der jüdischen Kultur, immer das Schlimmste zu erwarten? «Nein», meint Schama, «die Autoren der Bibel schrieben ihr Buch nicht, indem sie das Schlimmste annahmen, sondern sich auf die Möglichkeit vorbereiteten, dass es eintreffen könnte.» Das sei, wie jeder Jude wisse, ein grosser Unterschied.

Schamas Werk ist nicht eine Geschichte aus einem Guss. Und er ist auch kein Analytiker. Er tippt die Kernthemen an, gibt aber selten eine umfassende Antwort. Er ist vielmehr ein Appetizer, ein Schamane unter den Geschichtenerzählern, der historische Ereignisse wie leckere Häppchen vors Publikum zaubert und dadurch Lust macht auf mehr.

Manches Phänomen bleibt so unbeleuchtet. Wie, zum Beispiel, hat dieses kleine Volk von 13,5 Millionen Menschen – kaum zwei Promille der globalen Bevölkerung – es geschafft, die Welt der Wissenschaft und Kultur derart zu bereichern und ist so wahrlich zum Salz der Erde geworden? «Für diese Frage ist es jetzt schon etwas spät», winkt Schama ab. «Lesen Sie den zweiten Band, da werde ich alles auflösen.»

**Simon Schama:** *The Story of the Jews – Finding the Words (1000 BCE – 1492 CE)*. Bodley Head. 512 S., Fr. 47.50



*Symbol des Überlebens: Menora.*

# Plädoyer für Lenin

Seit dem Zusammenbruch des Ostblocks steckt die Linke in einer Sinnkrise. Mit ihren homöopathischen Kritik-Injektionen, Live-Aid-Hysterien und humanitären Einsätzen glaubt sie, Gutes zu tun – und dient damit letztlich nur dem Kapitalismus. Wie wird die Linke wieder schlagkräftig? Von Milo Rau



«Eine kaum zu übertreffende kybernetische Onaniervorlage»: Theaterregisseur Rau.

Machen wir uns keine Illusionen: Die Frage, was denn nun genau zu tun sei, um aus dem Teufelskreis von Kapitalismuskritik und unfreiwilliger Systemoptimierung herauszukommen, stellt sich die linke Intelligenz seit nunmehr länger als einer theoretischen Generation.

Während die einen auf globalisierte oder gar virtuelle Schwärme, phantmartige Protestbewegungen oder Realabstraktionen wie die Multitude setzen, favorisieren andere die Wiederbelebung klassisch-moderner, streng hierarchischer Organisationsformen wie Gewerkschaften, neue Linksparteien, staatlich fixierte Mindestlöhne und so fort. Und was eine detaillierte Phänomenologie von «links» seit 1989 angeht, so gibt es schlicht nichts, was nicht ausprobiert worden wäre. Kommunitaristische Minirevolten, alle möglichen Aneignungs-, Enteignungs- und Überidentifi-

kationspraktiken, akademische Marx-Relektüren, neuer New Journalism und schliesslich die Inanspruchnahme lokaler oder vom real existierenden Kommunismus übergangener linker Theorietraditionen von Gramsci über Zapata bis Simone Weil.

Im Marketing heisst es bekanntlich streng nach Hegels «Umso schlimmer für die Tatsachen»: Eine gute Geschichte darf man sich nie von der Wahrheit kaputt machen lassen. Das Gleiche gilt auch beim politischen Denken. Wie hätte sonst der Liberalismus die Finanzkrise und alle anderen Krisen des kapitalistischen Systems, wie hätte der Populismus die barbarische Blamage all seiner Werte im 20. Jahrhundert überstehen können?

Genau hier kommt Lenin wieder ins Spiel: der voluntaristische Lenin von «Was tun?» (1902) und den Aprilthesen (1917), aber auch der Lenin des völlig gegensätzlichen Buchs

«Staat und Revolution», das er im September 1917 schrieb – also kurz vor der Revolution.

In «Was tun?» singt Lenin das Hohelied einer per Aktionsanalyse mit dem Weltgeist korrespondierenden Elite, es sind Manifeste des utopischen Ereignisses und der jakobinischen Taktik. Linke Philosophen wie Alain Badiou und Jacques Rancière, aber auch Politologen wie Chantal Mouffe oder Ernesto Laclau stützen sich auf diesen Lenin des *find, fix, finish*, der offenen Konfrontation und der Verweigerung aller demokratischen Ersatzstoffe. Es ist der anarchistische, der Punk-Lenin, der einen befreienden Browning-Geruch verströmt, der den Kapitalismus nicht dekonstruiert, um ihn ein wenig fairer zu organisieren. Nein, er zerschmettert ihn, er führt aus, was man mit Alain Badiou eine «Politik der Wahrheit» nennen könnte: das Ende des von Wahlhysterien legitimierten Immer-weiter, das Ende des Primats der Wirtschaft und überhaupt des «Ökonomismus», das Ende aller Unterbauten und Sonderregelungen, die den Kapitalismus ein wenig softer machen und wie den Igel im Märchen immer schon am Ziel sein lassen, bevor der Hase Revolution überhaupt losgelaufen ist. Erziehung der Massen? Klassenkampf?

Fehlanzeige, denn die intellektuelle Avantgarde erledigt die Revolution gleich selbst. Von der Hegel-Lektüre direkt an die Macht: Es ist der Lenin des quasikünstlerischen politischen Akts, der sich in «Was tun?» und später den «Aprilthesen» zu Wort meldet – wofür er in linken Künstler- und Intellektuellenkreisen besonders verehrt wird.

## Der glückliche Arbeiter

Einen völlig anderen Ton schlägt Lenin einige Monate darauf in «Staat und Revolution» an. Das Buch ist, immerhin im zweiten Teil, eine kaum zu übertreffende kybernetische Onaniervorlage, eine Orgie der organisationsanalytischen Frickelei. Mit einer im wortwörtlichsten Sinn selbstlosen Hingabe arbeitet Lenin an der Perfektionierung dessen, was er «die freie Assoziation der Produzenten» nennt – einer gewaltigen, globalen Fertigungs- und Diskussionshalle, in der jeder Arbeitende ganz bei sich selbst ist und das unglückliche Bewusstsein Lokalverbot hat. Ein exzessives Verschwinden hat eingesetzt: Zuerst sind die politischen Repräsentationsapparate verschwunden, dann der Staat insgesamt und am Ende auch die Kritik, diese sympathischste

aller kleinbürgerlichen Tugenden. Denn warum sollte man die Dinge kritisieren, wenn man sie doch viel schneller verändern kann?

Es gibt also bereits im Frühherbst 1917, vor jeder Revolution, zwei imaginäre Formen linker Machtpolitik: eine des radikal politischen Putschs und eine der völlig unpolitischen Bürokratie. Von diesem doppelten Lenin aus entwickeln sich die beiden grossen Linien modernen kommunistischen Denkens. Aber nicht (und darum geht es mir) dialektisch, in gegenseitiger Abhängigkeit, als zwei Seiten einer Medaille, sondern in einer Art unerklärter Konkurrenz.

### Nutzloses Revolutionstheater

Auf «Was tun?» wird sich von nun an die terroristisch-dissidente Linie der Akademiker, Strategen und Kulturarbeiter berufen – angefangen mit der Theorie der permanenten Revolution über alle möglichen Guerilla- und Occupy-Praktiken bis hin zu den akademischen Kritikern der Postpolitik. Von «Staat und Revolution» gehen die meist natürlich ziemlich bürokratischen Entwürfe der Gewerkschaftsfunktionäre und Parteipolitiker aus, die von einem nachhaltigen Umbau der ökonomischen Ordnung träumen. Was auch immer «links» zu sein seit Lenin hiess, es bedeutete immer auch, eine geheime Grundsatzenscheidung für den jeweils einen oder anderen Lenin zu treffen.

Während es jedoch bis 1989 zum guten Ton gehörte, den Kollegen vom anderen Flügel immerhin pro forma einen dialektischen Schlenker zu gönnen, löste die zweite Postmoderne, die auf den Untergang des real existierenden Sozialismus folgte, die Beziehung zwischen «Was tun?» und «Staat und Revolution», zwischen Revolte und sozialer Gerechtigkeit, endgültig auf. Die bürokratische Linie verabschiedete sich von jeglichen utopischen Hintergedanken, konzentrierte sich fortan auf die Rettung des westlichen Wohlfahrtsstaats und schlug sich mit den entnervenden postmodernen Dummheiten der Populisten herum. Die anarchistische Linie dagegen konzentrierte sich auf eine Art Revolutionstheater ohne jede machtpolitische Absicht, die über die Gründung eines neuen Kulturzentrums oder die Entdeckung irgendeiner neuen «minoritären» oder «queeren» Stimme pro Saison für den Meinungschor hinausgegangen wäre.

Ja, es ist, als hätte sich eine geheime, anti-dialektische Arbeitsteilung etabliert: hier die realpolitische Positivität, dort die anarchistische Negativität. Hier der Tarifvertrag- und Interkulturbastler, der das kapitalistische System und die parlamentarische Demokratie als letzte Heraufkunft des Realen begreift, die man möglichst fair einrichten muss; dort der Situationist, der realpolitische Anschlussfähigkeit und irgendwelche systemischen Ansätze a priori uncool, totalitär und differenz-

theoretisch unterkomplex findet. Aus dem doppelten Lenin macht die postmoderne Vernunft so gewissermassen zwei ungleiche Zwillinge: den besonnenen, etwas humorlosen Bruder, der Betriebswirtschaft studiert hat und genauso routiniert, wie er sich bei Ökostromanbietern und grünen Lokalpolitikern auskennt, seinen erwirtschafteten Mehrwert nicht in Billigurlaube, sondern in in jeder Hinsicht nachhaltige Bildungsreisen nach Nordafrika investiert. Und den irgendwie auf dem Anarcho-Trip hängengebliebenen, manchmal etwas panischen Bruder, der auf Demos in holprigem Spanisch «El pueblo unido jamás será vencido» skandiert, in einer Band mit ironischem Namen Bass spielt, sich in allen möglichen Kollektiven basisdemokratische *critique automatique*-Gefechte liefert und überzeugt ist, dass die Besetzung eines Hamburger Stadtparks oder eines Londoner Einkaufszentrums dem Kapitalismus ernste symbolische Legitimationsprobleme bringen wird.

### Wir steuern dem Ende zu

Meine simple These lautet nun folgendermassen: Man kriegt das linke Denken, man kriegt Lenin nur doppelt. Oder mit Hegels Begriffen ausgedrückt: Die «Verständigkeit» der Realos und die damit im Widerstreit liegende «negative Vernünftigkeit» der Anarchos muss in einer «spekulativen Vernünftigkeit», einer utopischen Dialektik zusammengeführt werden. Es geht nicht mehr darum, entweder realistisch oder kritisch zu sein, sondern auf eine unrealistische Weise realistisch. Denn das, was man als Kapitalistischen Realismus bezeichnen könnte, ist ebenfalls bloss spekulativ, gemäss der Logik des «Ich weiss, aber trotzdem». Jeder weiss, dass unsere Zivilisation in absehbarer Zeit untergehen wird, wenn wir nicht eine substanzielle Alternative zur heutigen Weltordnung finden; alle haben wir längst begriffen, dass eine oberflächlich fairere und damit schlicht und einfach noch umfassendere Entfesselung des Kapitals bloss das Tempo beschleunigt, mit dem es zu Ende geht – und trotzdem machen wir weiter, Kritik natürlich inklusive.

Die Alternative zum Kapitalistischen Realismus kann also nicht *kein* Realismus oder *noch mehr* Kritik sein. Nein, sie muss ein *besserer* Realismus sein. Wenn die postmoderne Vernunft in der naiven Absicht, alle «grossen Erzählungen» zu vernichten, mit dem Postfordismus die beeindruckendste Grosserzählung aller Zeiten erfunden hat – so müssen wir uns jetzt, ob es uns passt oder nicht, eine noch bessere ausdenken. Das pseudodemokratische Argument, die Dinge hätten so viel Wert, «wie man ihnen selbst beimisst», ist falsch. Was Wert hat und was wertlos ist, wofür man Anerkennung kriegt und wofür nicht, was verführerisch ist und was es eben letztlich doch nicht ist, bestimmt nicht der pluralistisch auf-

getunte Individualist. Es bestimmt auch nicht die coole Peergroup. Es bestimmt der, der das Sagen hat. Es bestimmt das System.

Es gilt also: Der systemtheoretische Lenin beisst dem anarchistischen in den Schwanz – und beide gemeinsam machen die Revolution. Denn neben der ökonomisch als gut und richtig erkannten, neben der realpolitischen These muss die Antithese der Zerstörung dessen stehen, was sie behindert. Und wer auch immer diese genauso symbolische wie reale Revolution machen wird: Sinnvoll ist sie nur, wenn dahinter die Utopie einer grundsätzlich anderen Währung des Glücks und der Anerkennung steht, eine grössere Verführung, wenn die Dekonstruktion des «sie» mit der Konstruktion eines «wir» einhergeht, der Konstruktion eines konkreten gesellschaftlichen Raums.

Was wir brauchen, ist ein zugleich radikal dekonstruktiver und völlig altmodisch konkreter Realismus, so humanistisch-pedantisch ausgestrichelt wie Lenins Utopie in «Staat und Revolution» und so wuterfüllt und hysterisch wie seine «Aprilthesen». Denn das eine ohne das andere schafft keinen Widerstand, nicht einmal Analyse, sondern einfach nur eine weitere örtliche Betäubung des gewaltigen utopischen Phantomschmerzes unserer Zeit. Eine weitere engagierte Besprechung des Weltuntergangs oder einfach nur das Smiley hinter der bössartigen SMS, die uns die Philosophie der letzten fünfzig Jahre zugeschickt hat und in der steht: «Mit der Geschichte des Menschen ist es vorbei.»

– Es geht also darum, noch einmal von vorn anzufangen? Mit Lenin und dem ganzen Scheiss?

– Genau.

– Aber ist es nicht schon das erste Mal danebengegangen?

– Könnte man so sagen.

– Ist es also nicht erwartbar, dass uns die Sache auch diesmal entgleitet?

– Ehrlich gesagt, wäre das egal.

– Warum?

– Die Sache ist uns ja ohnehin längst entglitten.

– Das heisst, wir haben gar keine Wahl?

– Nein, wir haben die Wahl. Aber eben nur genau diese.



Bei diesem Text handelt es sich um einen Vorabdruck aus Milo Raus Buch: Was tun? Kritik der postmodernen Vernunft. Kein & Aber. 71 S., Fr. 9.90 (erscheint am 1. Oktober).

Milo Rau gehört zu den erfolgreichsten Theaterregisseuren im deutschsprachigen Raum. Zuletzt inszenierte er im Zürcher Theater Neumarkt einen Prozess gegen die *Weltwoche*.

# Hitlers Friedenstaube

In Amerika sind geheime Protokolle des «Führer»-Stellvertreters Rudolf Hess von 1941 aufgetaucht. Die Schriften rücken die eigenartige Mission von Hess, der alleine nach Schottland flog und in Gefangenschaft geriet, in ein neues Licht: Offenbar wollte Hitler tatsächlich Frieden mit Grossbritannien. Von Ulrich Schlie

Zu den letzten grossen Geheimnissen des Zweiten Weltkriegs zählen die Hintergründe des Fluges von «Führer»-Stellvertreter Rudolf Hess, der offiziellen Nummer drei des Dritten Reiches, am 10. Mai 1941 nach Schottland. Kurz vor Mitternacht schlug die Maschine im Hochmoor auf dem Boden auf, und Hess, als Hauptmann Alfred Horn getarnt, wurde wenig später von der Home Guard bei Eaglesham aufgegriffen. Sein eigentliches Ziel, den Landsitz des Herzogs von Hamilton bei Glasgow, sollte er nie erreichen. Stattdessen folgten eine Odyssee durch britische Gefängnisse, die Anklage beim Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess und lebenslange Haft im alliierten Gefängnis in Berlin-Spandau. Dort setzte er im August 1987, 93-jährig, mit einem Heizkabel seinem Leben ein Ende. Umstritten ist unter den Historikern insbesondere bis heute, ob Hess 1941 im Auftrag Hitlers nach Britannien geflogen war und ob er dort erwartet wurde.

## Besuch aus der Schweiz

Wenn nun am 10. September beim Auktionshaus Alexander Historical Auctions im amerikanischen Chesapeake City ein 300-seitiges Konvolut von Hess-Papieren zur Versteigerung angeboten wurde, so ist die gespannte Erwartung auf genau jene offenen Fragen zurückzuführen. Ganz in die Höhe haben sie den Preis indes nicht treiben können. Denn für den geforderten Mindestpreis von 300 000 US-Dollar wollte sich bislang kein Bieter finden lassen. Die Hintergründe, wie das Bündel den Weg ins Auktionshaus fand, bleiben im Dunkeln. Vor etwa zwanzig Jahren sollen sie dem ungenannten Anbieter zugespült worden sein. In den Medien ist eifrig über die Echtheit des Konvoluts spekuliert worden, die historische Einordnung kam darüber zu kurz. Dabei hätte ein Blick auf die handschriftlichen Zeilen und deren Gegenstand schnell Klarheit schaffen können: Es ist ohne Zweifel die Feder von Rudolf Hess, und auch Inhalt und Zusammenstellung passen ins Bild.

Im Mittelpunkt des Konvoluts steht Hess' persönliche Abschrift des Protokolls seiner Unterredung mit Lordkanzler Simon vom 9. Juni 1941 sowie ein Brief an König George VI. vom 17. Dezember 1941. Beide Dokumente sind indes nicht gänzlich neu. Der britische damalige Lordkanzler John Simon war in der Tat, als Psychiater ausgegeben, am 9. Juni 1941 mit dem prominenten Gefangenen aus Deutschland zusammengetroffen: vier Wochen nach

der Ankunft von Hess in Grossbritannien und gut zehn Tage bevor die Wehrmacht in die Sowjetunion einmarschierte. Das Originalprotokoll der Unterredung findet sich auch im Verteidigungs-Dokumentenbuch beim Nürnberger Prozess. Hess hatte gegenüber Simon keinen Zweifel daran gelassen, dass er in offizieller Friedensmission nach Britannien gekommen sei. Nach Simon sollte auch Luftfahrtminister Beaverbrook mit Hess im September 1941 zu Gesprächen zusammentreffen. Die Eingaben an den britischen König waren gleichermaßen Gegenstand diplomatischer Aktivitäten. Sie führten 1941 und 1942 zu mehreren Besuchen des eidgenössischen Gesandten Walter Thurnheer bei Rudolf Hess im Gefängnis – die Schweiz nahm als Schutzmacht im Krieg die bona officia für das Deutsche Reich wahr –, und Thurnheer war es, der den Brief an den König entgegennahm.

## «Ich bereue nichts»

Schon im Jahr 1981 wurden im *Sunday Telegraph* handschriftliche Dokumente von Rudolf Hess einschliesslich jener Eingabe an den König vom 23. Januar 1942 veröffentlicht, die auch jetzt Teil des zur Auktion gebrachten Bündels sind. Damit besteht zumindest über die Provenienz Klarheit. Die Papiere dürften von Oberstleutnant A. J. B. Lacombe von den 5th Royal Inniskilling Dragoon Guards stammen. Lacombe war seit Juni 1945 für die Bewachung von Hess zunächst in Maidiff Court unweit des walisischen Abergavenny zuständig und anschliessend Wachsoldat bei Hess in Nürn-

## Hess: «Der Führer hat den Wunsch, England nicht zu besiegen und den Kampf zu beenden.»

berg. Diese Papiere waren bereits 1981 in Amerika in Lacombes Nachlass aufgetaucht.

Worin besteht der Wert der Dokumente für die Geschichtsforschung? Was sagen sie über Hess' Absichten aus, die er mit seinem Flug verfolgte? Und wer eigentlich war Rudolf Hess? In Nürnberg 1945/46 hatte Hess die längste Zeit versucht, Gedächtnisverlust vorzutäuschen. Erst ganz zu Ende des Prozesses tauchte er aus dem Dunkel geistiger Umnachtung auf, um sich in seiner Schlussrede als unverbesserlicher Nationalsozialist zu präsentieren: «Es war mir vergönnt», führte Hess damals aus, «viele Jahre meines Lebens unter dem grössten Sohne zu

wirken, den mein Volk in seiner 1000-jährigen Geschichte hervorgebracht hat. [...] Ich bereue nichts. Stünde ich wieder am Anfang, würde ich wieder handeln, wie ich handelte, auch wenn ich wüsste, dass ein Scheiterhaufen für meinen Flammentod brennt.»

## Mitverfasser von «Mein Kampf»

Hess wurde 1894 als Auslandsdeutscher in Alexandria geboren. Er entstammte einer Kaufmannsfamilie und diente im Ersten Weltkrieg als Leutnant. Seinen Helden in der Wirklichkeit fand er im Kommandeur der 24. bayerischen Infanteriedivision und Nestor der Geopolitik, dem Professor-General Karl Haushofer. Hess studierte Volkswirtschaftslehre, leistete Haushofer freiwillige Assistentendienste und lernte bereits im Mai 1920 Adolf Hitler kennen, einen damals noch weithin unbekanntem Lokalpolitiker, der sich Abend für Abend in Bierkellern als Demagoge übte und gerade eine Partei gegründet hatte. Hess hatte nun seinen Messias gefunden. Als Privatsekretär hatte er erheblichen Anteil daran, dass sich der Mythos vom scheinbar unfehlbaren «Führer» Bahn brechen konnte. Nach dem gescheiterten Putsch, November 1923, sass Hess mit Hitler in der Landsberger Festung ein und führte dort bei der Entstehung zahlreicher Parteien von «Mein Kampf» die Feder. Hitler belohnte es, indem er Hess zu seinem Stellvertreter in Parteiangelegenheiten ernannte. Hess wusste, dass Diktatoren in ihrer Umgebung keine potenziellen Rivalen dulden: Er wollte nie mehr sein als der «Hagen der Partei».

Nach Kriegsausbruch, im September 1939, verlor Hess mehr und mehr an Macht. Am liebsten wäre er als Soldat eingerückt. Vor allem aber wollte er helfen, den Krieg abzukürzen. Er begann Erkundungen über die Aussichten von Friedensgesprächen einzuziehen. Später, in der Haft, sollte er auf die Frage, wann sein Entschluss zum Flug gereift sei, mit «Sommer 1940» antworten. Über den Sohn Karl Haushofers, den Geografieprofessor in Berlin und England-Kenner Albrecht Haushofer, hatte er sich nach Gewährsmännern auf der britischen Insel erkundigt. Albrecht Haushofer war es, der Hess in der Auffassung bestärkte, dass es in England ausgleichsgeneigte Kräfte gebe. Ein Frieden «auf der Basis der Teilung der Welt» zwischen Deutschland und Britannien wäre ganz nach den Vorstellungen von Hess gewesen. Hess liess Haushofer an den





«Mission der Menschheit»: SS-Mann Hess, 1934.



Ziel verfehlt: Hess' Flugzeugwrack in Schottland, 1941.



«Wieder handeln, wie ich handelte»: Hess am Nürnberger Prozess, 1945.



Luftschlacht um England: Deutsche Jagdflieger kehren zum Fliegerhorst zurück, 1940.



«Grösster Sohn»: Hitler, Stellvertreter Hess, 1937.

Herzog von Hamilton schrieben. Der über das neutrale Ausland geleitete Brief erreichte seinen Adressaten allerdings nur mit grosser Verzögerung. Britische Zensoren hatten ihn abgefangen und erst im März 1941 zugestellt.

#### Goebbels: «Er ist verrückt geworden»

Hess hatte sich umfassend auf den Flug vorbereitet: sich eine Sperrgebietskarte verschafft, wiederholt bei Messerschmitt mit dem Flugzeugkonstrukteur gesprochen, monatelang Wettermeldungen Schottlands ausgewertet. Hätte all dies geheim bleiben sollen? Bereits mehrmals war der Start verschoben worden, bevor Hess am 10. Mai, einem Samstag, in Augsburg-Haunstetten mit einer zweimotorigen Me 110 gen Schottland abhob. Doch nach Plan verlief lediglich Flug und Landung. Die politische Mission von Rudolf Hess war bereits im Augenblick seiner Ankunft fehlgeschlagen. Das Gespräch mit seinem Gastgeber in spe fand zwar am nächsten Tag statt, doch in anderer Form, als sich dies der deutsche Emissär vorgestellt hatte: als Verhör, das der Identifizierung von Hess diente. Von der ersten Unterredung, als sich Hess noch Hoffnungen auf den Erfolg seines Unternehmens machte, bis zu den Scheinverhandlungen mit Lord President Simon und Luftfahrtminister Beaverbrook zieht sich durch die Gespräche wie ein roter Faden die Botschaft von einem deutsch-britischen Ausgleich auf der Basis der Anerkennung gegenseitiger Interessensphären. «Ich komme in einer Mission der Menschheit. Der Führer hat den Wunsch, England nicht zu besiegen und den Kampf zu beenden», hatte er sich in einer seiner Aufzeichnungen Mut zugesprochen. Hess verstand sich als Parlamentär. Über Hamilton forderte er «Parole» des Königs und

Zusicherung freien Geleits und setzte auf den Rücktritt Churchills.

In Berlin hatte man sich auffallend Zeit gelassen, bevor im Laufe des 11. Mai Goebbels dann die Sprachregelung gegenüber der Presse ausgab, Hess sei verrückt geworden. Hitler hatte am Vormittag des 11. Mai auf seinem Landhaus «Berghof» bei Berchtesgaden den Ahnungslosen gespielt, als er die Nachricht vom Britannienflug von Hess erhielt. Albrecht Haushofer wurde noch in der Nacht zum 12. Mai von seiner Berliner Wohnung mit einer Sondermaschine auf den Obersalzberg gebracht, wo er ohne weitere Erklärung die Aufzeichnung «Gibt es noch Möglichkeiten für einen Frieden mit England?» verfassen musste. Erst am Abend erfuhr er offiziell vom Abflug von Hess.

In der britischen Presse hingegen wurde munter spekuliert. Hess sei nach England gekommen, hiess es, um dem Herzog von Hamilton die Krone Britanniens anzubieten und in Schottland eine Revolution anzuzetteln. Auch über die propagandistische Auswertung des Falles wurde heftig gestritten. Die Verhandlungen Simons sind deshalb auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass man mehr über Hess' Motive herausfinden wollte. Hess jedenfalls fühlte sich, das geht aus den Papieren hervor, durch die Gespräche mit Simon und Beaverbrook nicht entmutigt. Für Simon freilich stand nachher fest, dass dem Deutschen jegliches Verständnis für die «british interests» abgehe; das Protokoll wurde gleichwohl als streng geheim eingestuft.

Wie ernst Hess seine Mission genommen hatte, bestätigen die jetzt zum Verkauf angebotenen Papiere. Er hatte sich akribisch auf seine Scheinverhandlungen vorbereitet, und er gab auch danach nicht auf. Hätte er doch sonst nicht bis Anfang 1942 immer wieder seine Hoffnungen in König George VI. gesetzt und damit gerechnet, das Blatt noch wenden zu können? Schon fünf Tage nach seinem Ge-

### Die ganze Unternehmung muss vorher aufs Engste abgesprochen gewesen sein.

spräch mit Lord Simon hatte Hess in einem für Hitler bestimmten Abschiedsbrief ausgesprochen, dass er in der Überzeugung sterbe, dass sein letzter Einsatz Früchte tragen wird: «Vielleicht bringt mein Flug trotz meines Todes oder grade mit durch [sic] meinen Tod Frieden und Verständigung mit England. Heil mein Führer! Ihr getreuer [Hess].» Und auch dem Herzog von Hamilton, seinem verpassten Gastgeber, gab er für den Fall seines Ablebens eine vorsorgliche Erklärung seines echten Friedenswillens ab. Am interessantesten ist darin die Passage, in der er sein dem «Führer» gegebenes Wort erwähnt: «Ich habe dem Führer üb-



Scheinverhandlungen: König George VI.

rigens auf mein Wort versprochen, dass ich keinesfalls Selbstmord begehe. Er weiss, dass ich dies halte.» Dies lässt nur die Schlussfolgerung zu, dass die ganze Unternehmung aufs engste vorher abgesprochen gewesen sein muss.

#### Stoff für einen Geschichtsthiller

Beide Briefe finden sich bereits unter den 1992 von der britischen Regierung freigegebenen Hess-Akten, sind bislang allerdings von der Forschung nicht zur Kenntnis genommen worden. Im Zusammenhang mit den jetzt aufgetauchten Unterlagen von Hess erhalten sie neues Gewicht. Mit grosser Plausibilität lässt sich vor diesem Hintergrund nun argumentieren, dass Hess im Auftrag Hitlers nach Schottland geflogen ist. Denn gerade die Beharrlichkeit, mit der Hess in London auch unter widrigsten Umständen an seiner Mission festhielt, die von ihm dargelegten Argumentationsketten, auch die Loyalitätsbekundungen an Hitler und das nationalsozialistische Regime, das ängstliche Bestreben, den Machthabern in Deutschland nicht zu schaden, sind von grosser innerer Stringenz.

Die Verlautbarungen der NS-Propaganda, die Hess für verrückt erklären liess, ihm jedoch ansonsten die mildeste Form der Verurteilung zudachte und seine Familienangehörigen versorgte, passen in dieses Bild. Eine *smoking gun* wird man wohl nicht mehr finden, und vieles, was Hess tat, fanden schon seine Zeitgenossen skurril. Im Jahr 2018 werden die nächsten, bis heute unter Verschluss gehaltenen Hess-Akten im britischen Staatsarchiv freigegeben. Die Teile des Puzzles fügen sich allmählich zusammen. Genau dieser Prozess des Zusammenfügens aber liefert den Stoff, aus dem Geschichtsthiller geschrieben werden. ○



25. Juli 1979

## Süsser Transvestit

Die Verfilmung eines Musicals hat sich in den Metropolen rund um den Globus zum fröhlichen Kult-Event gemauert: «The Rocky Horror Picture Show» animiert die Zuschauer zum Mitmachen. Der Streifen läuft nun auch in der Schweiz. Von Wolfram Knorr

Eine Ouvertüre, laut und schmissig, schleudert ihn herein, den aufgetakelten, im Nu die Szene beherrschenden Vamp. In seinem anämisch blassen Gesicht explodieren wulstige Lippen wie vollreife Pfefferschoten. Langsam und weich wie Karo-Sirup gleiten seine grellen Kulleraugen über die Horde entflammter Freaks. Die blutroten, fettglänzenden Lippen schürzen sich zu dem vertraulichsten, feuchtesten und lippigsten Beischlafgrinsen, das man sich vorstellen kann. Und dann – o verzückte Agonie! – öffnet er sein schwarzes Gewand und entblösst seine Beine – gehüllt in schwarze Netzstrümpfe und gehalten von vulgären Strapsen! Das haut das jungverliebte Pärchen Janet und Brad, das bloss Hilfe für seine Autopanne suchte, um. «Darling, wo sind wir da bloss hingeraten», haucht die blonde Janet, und Brad, dünn, bebrillt und schlaksig, weiss das zunächst auch nicht.

Dabei hätten sie es wissen müssen, denn in schauriger Gewitternacht hob sich drohend die schwarze, bizarre Fassade eines Schlosses vor dem blitzzuckenden Himmel ab. Bis dahin und bis zum buckligen, spitzgesichtigen Faktotum Riff-Raff, das ihnen das schwere, knarrende Tor öffnete wie ein dämlich grinsender, von Speed ausgemergelter Quasimodo, deutete alles auf die wohlbekannte Sinfonie des Grauens hin. Doch drinnen, in der Tat, werden sie nicht von einem aristokratischen Herrn in schwarzem Gewand empfangen, der mit seiner blutroten Zunge über sein weisses Gebiss schnalzt, sondern – von einem aufgedonnerten Transvestiten. Frank 'N' Furter (sprich: «Fränkenförter») ist sein Name, und ihm ist weniger nach Blut als vielmehr nach Fleisch – egal, ob männlich oder weiblich.

«The Rocky Horror Picture Show» heisst der Film, den Jim Sharman inszenierte und mit dem Komponisten Richard O'Brien schrieb und der seit ungefähr zwei Jahren in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland zum wahren Kultfilm avancierte – und das ohne herkömmliche Werbung. Der völlig durchgedrehte amerikanische Rock-Horror hatte 1973 in einem Londoner Kleintheater als Musical begonnen und «sollte jeden Zehnjährigen erfreuen» (Richard O'Brien). Der sich daraufhin schlagartig einstellende Erfolg veranlasste den amerikanischen Musik-Profi Lou Adler, daraus eine Filmversion zu machen. Mit dem australischen Show-Spezialisten Jim

Sharman und dem Komponisten selbst (in der Rolle des Riff-Raff) verfertigten sie einen eher unaufwendigen Film, der zunächst mit mässigem Erfolg lief; die Twentieth Century-Fox wagte ihn nicht gross zu vermarkten – er gelangte in die kleinen Programmkinos, wo er plötzlich eine Gemeinde, ähnlich einem Fanclub, um sich zu scharen begann.

Aus diesen Kinos ist er, vor allem in den Metropolen, nicht mehr wegzudenken, die Horror-Show läuft und läuft und läuft, und das Publikum funktioniert jeden Besuch zum



Läuft und läuft: «Rocky Horror Picture Show».

grossen, fröhlichen Fest um. Konfetti, Papierschlängen und Klopapierrollen werden durch die Säle geworfen, wenn eine Heirat stattfindet, gegrölt wird, wenn Riff-Raff das schwere knarrende Tor öffnet, und ein lautes Stöhnen ist die Folge, wenn Frank 'N' Furter auftritt: der Kinobesuch wird zum befreienden, lustigen Volksfest.

Und in der Tat: Der Film animiert zum Mitmachen, nicht nur durch seine vergnüglichen, vorzüglichen Rocknummern, sondern auch durch das ausgelassene Spiel der Darsteller, allen voran Dr. Frank 'N' Furter (Tim Curry), der als knallige Dracula-Parodie sich selbst als

«süssen Transvestiten aus der transexuellen Galaxie von Transsylvanien» besingt.

Weil er immer scharf auf «unverbrauchte Neuzugänge» ist, nimmt er das von kleinbürgerlichen Sexualängsten verklemmte Liebespaar auf und lässt es teilhaben an seinem «Transsylvanischen Kongress». Mit Netzstrümpfen und Korsett, Strapsen und Flitter will er seinen skurrilen Gästen gerade eine neue Erfindung vorstellen: Rocky Horror, ein Kunstmensch, blond und muskulös, ein dämlicher Siegfried, der als Liebesobjekt zum Eigengebrauch geschaffen wurde.

### Aus der Keuschheit erwacht

Wenn der Homunculus seinem buntschillernden Aquarium entsteigt und sich aus den Bandagen schält, dann fährt der Zuschauer ab auf dieser vulgären Persiflage der «tristanschen» Lebenshaltung. So herrlich wurde das Tor zur Schönheit noch nicht aufgestossen, um das Süsseste mit Augen zu sehen. Natürlich geht der Traum von Frank 'N' Furter in die Binsen, denn die Verkörperung des Heroischen, Süssen und Schönen ist weniger den gleichgeschlechtlichen Interessen seines Meisters als den Reizen der langsam aus ihrer Keuschheit erwachenden Janet geneigt – dafür entwickeln sich bei Brad gewisse Zuneigungen für die knallige Tunte.

Die «Rocky Horror Picture Show» ist ein Spiel mit Filmzitate, Trivialmythen und erotischen Verdrängungen, verbunden mit Music-Hall-Glamour, Anleihen aus Horror-Streifen, Science-fiction-Comics, dem Grand Guignol und dem schönen Wasserballett. Das jungverliebte Paar, das sich bei einer schnurrenden Provinz-Hochzeit verliebt und während einer verregneten Nacht ins Schloss gerät, dringt hier nicht ins Reich der «Blumen des Bösen» ein, sondern in die anhebende Zeit der fröhlichen Libertinage.

Vielleicht liegt hier das Geheimnis vom Erfolg dieses Films: dass er, anders als Mel Brooks' «Young Frankenstein», wirklich schamlos und hemmungslos die Alptraumär umfunktioniert zu dem, was sie unterschwellig ist: eine fröhliche, sexuell enthemmte Show, in der wirklich einfach alles möglich ist. Das macht das Musical nicht nur so lustig, sondern auch befreiend.

Wolfram Knorr schreibt für die *Weltwoche* seit 1974.



*Das Leben ist eine Festhütte*: regnerischer Tag auf dem Stuttgarter Frühlingsfest, 2013.

## Lecker Dirndl überall

Von Daniele Muscionico

Man kann es auch so sehen: Das Leben ist meine Festhütte. Oder Dauerfasching. Oder eine ewige Tupperware-Party. Das Lied dazu hat nur drei Akkorde. Und man singt es auf den Text von «Herzlein» der Wildecker Herzbuben. So kann man es sehen, kann man, wenn man will.

Es wird gerührt, geschüttelt und gelacht auf diesem Bild. Doch nein, eine Tupperware-Party sieht anders aus – als Europas grösstes Frühlingsfest. Man feiert es in Stuttgart, und gerührt und geschüttelt wird man dort auf den Fahrbetrieben, im Schausteller-Jargon «fliegende Bauten» genannt, die auf dem Stuttgarter Frühlingsfest halsbrecherisch sind und jedes Jahr halsbrecherischer werden. Karussells, Autodrome, Luft- und Schiffschaukeln, Achterbahnen, Riesenräder sind dabei nur die Vorspeise. Speisen? Ja, es gibt auch eine Themen-Gastronomie mit Ständen im Almhüttenstil. Lecker Softeis, lecker Crêpes (echt französisch), lecker Magenbrot. Und lecker, lecker Dirndl mit lecker, lecker Inhalt. Gefüllte und halbgefüllte Oberweiten, gut geschnürt und das Beste herausgeholt. Sapperlot.

Aus Unterrieslingen oder Oberrieslingen sind diese Dirndl auf Beinen wahrscheinlich. Doch scheint ihnen just eben jeder Spass zu vergehen, denn – es beginnt zu regnen! Der Fotograf zeigt die drei Grazien im Moment ihres graziösen Versuchs, ihre Naturschönheit vor der Verunstaltung durch die Natur zu retten. Und jeder Betrachter, der das Herz nicht am Hinterteil trägt, wie hier flottfrei demonstriert, kann nur Bedauern mit den Damen haben.

Ist dieses Bild interessant? Es wäre es kaum, wüsste man nicht, wer es gemacht hat: Peter van Agtmael, ein Kriegsphotograf der Agentur Magnum. Van Agtmael ist seit 2006 Chronist der Kriege in Irak und Afghanistan. Im Rahmen der grossen Magnum-Ausstellung in Deutschland hat er diesen Frühling im Süden unseres Nachbarlandes fotografiert: Bayerns grösstes Flüchtlingslager in Würzburg und Europas grösstes Frühlingsfest in Stuttgart. Ein Kriegsreporter reist durch Deutschland und hält den bezahlten Freizeit-Schrecken fest und den vergnügungssüchtigen Killer-Konsum.

In schmerzlich-verzuckerten Farben tut er es, in trostlosen Szenen. Und er sagt dabei, vielleicht: Die Front der tödlichen Leere verläuft mitten durch unser ziviles Leben. Nein, das sagt van Agtmael nicht, er sagt es besser: Er macht dieses Bild.

**Grenzgänge. Magnum: Trans-Territories.**  
5. Fotofestival Mannheim-Ludwigshafen-Heidelberg,  
bis 10. November.



## Bestseller

### Belletristik

- 1 (2) **Jussi Adler-Olsen**: Erwartung – Der Marco-Effekt (DTV)
- 2 (1) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (Piper)
- 3 (–) **Khaled Hosseini**: Traumsammler (S. Fischer)
- 4 (4) **Jojo Moyes**: Ein ganzes halbes Jahr (Rowohlt)
- 5 (5) **Gillian Flynn**: Gone Girl – Das perfekte Opfer (Fischer Scherz)
- 6 (7) **Alex Capus**: Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer (Hanser)
- 7 (3) **Urs Widmer**: Reise an den Rand des Universums (Diogenes)
- 8 (9) **Franz Hohler**: Gleis 4 (Luchterhand)
- 9 (8) **John Williams**: Stoner (DTV)
- 10 (10) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ... (Carl's Books)

### Sachbücher

- 1 (10) **Guinness World Records**: 2014 (Bibliographisches Institut)
- 2 (1) **Annemarie Wildenisen**: Mein Küchenjahr (AT)
- 3 (3) **Ruth Maria Kubitschek**: Anmutig älter werden (Nymphenburger)
- 4 (6) **Michèle Roten**: Wie Mutter sein (Echtzeit)
- 5 (2) **Daniela Widmer, David Och**: Und morgen seid ihr tot (Dumont)
- 6 (–) **Robin Cornelius**: Das Switcher-Prinzip (Wörterseh)
- 7 (9) **Peter Bieri**: Eine Art zu leben (Hanser)
- 8 (5) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung (Bibliographisches Institut)
- 9 (4) **Pascal Voggenhuber**: Kinder in der Geistigen Welt (Giger)
- 10 (–) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Kinder und Gewalt

Zurzeit stehen sowohl im Zürcher Opernhaus als auch im Schauspielhaus Stücke voller Brutalität auf dem Programm – und in beiden spielen Kinder mit. In der Oper «Die Soldaten», wo eine Frau in einem Feldebordell blutig geschunden wird, ist ein etwa 12-jähriges Mädchen zu sehen. In dem Alter dürfte dies zumutbar sein. Problematischer erscheint die «Woyzeck»-Inszenierung im Schauspielhaus, wo drei etwa 8-jährige Mädchen auf der Bühne mit ansehen müssen, wie eine Mutter von ihrem verzweifelten Mann erstochen wird. Die Frau ist zuvor fremdgegangen, der rabiate Geschlechtsakt dabei unmissverständlich angedeutet worden. Wie erklärt man diese Gewalt den kleinen Statistinnen? Ist es nötig, Kinder in solchen Stücken einzusetzen? Man muss nicht zu den überbesorgten Eltern gehören, um hier Zweifel anzubringen. (rb)

## Literatur

# Wer ihn gelesen hat, weiss mehr

Alex Capus' neuer Historienroman steht nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland seit Wochen auf der Bestsellerliste. Was macht seinen Erfolg aus? Von Pia Reinacher

Schon der Titel verrät den gewieften Profi. «Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer» – das klingt schön süffig nach Anarchie, Abenteuer und Subversion. Damit hat der Autor viele seiner Leser bereits im Sack. Alex Capus bedient damit ein altes, immer erfolgreiches Muster: Je risikoloser der geneigte Leser sich in seiner wohligen Welt installiert hat, desto wissbegieriger stürzt er sich auf «das Andere»: auf ein Leben voller dunkler Gefahren, dubioser Eskapaden und zwielichtiger Leidenschaften ausserhalb des Gewöhnlichen – wenn auch natürlich nur zwischen Buchdeckeln! Eine literarische Gegenwelt als aufreizendes Aphrodisiakum – dieses Kompensationsangebot war schon immer eine gute Rezeptur für einen erfolgreichen Roman. Das muss nicht schändlich sein. Grenzüberschreitungen in erzählerischer Form belehren den Leser spielerisch über das, was im Verborgenen auch in ihm angelegt wäre – wenn er sich denn eine schonungslose Sichtung seines Innenlebens erlauben würde.

Der Schweizer Schriftsteller Alex Capus hat diese Gesetze der subtilen Leserführung seit je begriffen – und mit seinem neuen Roman wieder einen Verkaufs- und Lesererfolg gelandet. Schon mit «Léon und Louise» (2011) gelang ihm, was ausser dem Genfer Joël Dicker kaum ein zeitgenössischer Schweizer Autor erreichte: Das Buch verkaufte sich in den USA eine halbe Million Mal als Hardcover und Taschenbuch. Dazu kommen 20 000 Exemplare als E-Book. Das sind verblüffende Zahlen. Der renommierte Hanser-Verlag lancierte Capus' neuen Roman entsprechend als Spitzentitel seines Herbstprogramms. 100 000 Exemplare wurden für die Startauflage gedruckt, ein ambitioniertes Ziel, das nur gerade Topautoren erreichen – und die Zielvorgabe ist inzwischen bereits übertroffen worden. «Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer» liegt mittlerweile in der 3. Auflage vor.

So beliebt er bei den Lesern auch ist, den Sprung auf die Longlist des Deutschen Buchpreises schaffte das Buch nicht. Und es figuriert auch nicht auf der Shortlist des Schweizer Buchpreises. Die Preise und Förderungen, die der Oltner Alex Capus bisher einheimste, entspringen eher dem lokalen Umfeld. Doch das kann ihm egal sein.

Alex Capus, fünffacher Vater, ehemaliger Präsident der Sozialdemokratischen Partei Olten, ist ein interessanter, weil höchst ambivalenter Fall: Die Leser verschlingen ihn, die

Kritiker bäugten ihn misstrauisch, und die nationalen und internationalen Juroren ignorieren ihn. Wie immer man sein neues Buch auf dem Feld zwischen Kunst und Handwerk positioniert: Es ist eine spannende Lektüre. Die Geschichte dreht sich um drei historische Figuren: den leicht hochstapelnden Schweizer Maler und Restaurator Emile Gilliéron, der die archäologische Wirklichkeit gerne nach seinem Geschmack zurechtbiegt. Um die überspannte Sängerin Laura d'Oriano, die auf geheimnisvollen Wegen zur Spionin für die französische Résistance wird, von Mussolinis Geheimpolizei verhaftet wird und als einzige Frau in Italien hingerichtet wird. Sowie um den Zürcher Juden und ETH-Physiker Felix Bloch, der vor den Nationalsozialisten nach Palo Alto flüchtet, an der Erfindung der Atombombe mitarbeitet, mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wird und nach dem Krieg als Generaldirektor des Cern nach Genf zurückkehrt.

### Rasant, detailreich, plastisch

Schon der Einfall, die drei so unterschiedlichen, historisch verbürgten Schweizer Persönlichkeiten auf einem gemeinsamen Romanparkett auftreten zu lassen, ist originell. Auch wenn genau da ebenfalls die grösste Schwäche des Buches liegt. Zwar flunkert der Erzähler auf den ersten Seiten, dass sich alle drei 1924 im Zürcher Hauptbahnhof gesehen haben könnten – aber das ist Wunschdenken und Konstrukt. So detail- und farbenreich Alex Capus das Leben seiner Helden auch auf der Folie der NS-Zeit aufspannt – so künstlich verklebt er die drei Lebensentwürfe miteinander. Sie laufen parallel, anstatt in einem gemeinsamen Punkt der Geschichte zu kulminieren.

Das allerdings ist auch dem kritischen Leser egal, solange er gut unterhalten wird. Das Geheimnis des Erfolgs liegt nämlich auch da: Alex Capus erzählt rasant, detailreich, plastisch. Dass er Journalist ist, wirkt sich als Vorteil aus: Er hat so genau recherchiert, dass er den Leser nur schon durch den Detailreichtum des Wissens, das er ihm präsentiert, kinderleicht bei der Stange hält. Er bläst die Biografien der drei ungewöhnlichen Figuren auf wie Ballons und lässt sie dann in immer neuem Licht in der Luft tanzen. Wer wissbegierig ist, gerne historische Bücher liest, einen Hang zu Abenteuerbüchern hat und sowieso gerne Familiensagas verschlingt, kommt genau auf seine Rechnung. Während andere Schriftsteller kaum eine Geschichte «zusammenstie-



**Aphrodisiakum fürs Publikum:** Oltner Schriftsteller Capus.

fehl» können und ihr grösstes Manko der mangelnde Stoff ist, überzeugt Capus' Roman durch Welthaltigkeit und Fakten. Sein Buch eröffnet einen neuen Ausschnitt der Welt – wer ihn gelesen hat, weiss nachher mehr!

So weit, so erfreulich. Dass er zwar viel verkauft, von der Fachwelt aber nur wenig Anerkennung erhält, hängt auch damit zusammen, dass Alex Capus mehr rapportiert als erzählt. Im rasenden Tempo der spektakulären Ereignisse geht oft die psychologische Tiefenschärfe der Figuren unter; und manche kausalen Zusammenhänge sind nicht besonders plausibel. Nicht verschwiegen sei auch, dass Capus im

Strom eines aktuellen Trends erfolgreicher Autoren mitschwimmt: Daniel Kehlmanns «Vermessung der Welt», der das Leben Alexander von Humboldts und Carl Friedrich Gauss' «nachdichtete», verkaufte sich rund 2,3 Millionen Mal. Die Bücher des US-Bestsellerautors Dan Brown funktionieren nach demselben Strickmuster, neuestens mit «Inferno», in dem Brown auf Botticelli und Dantes «Göttliche Komödie» rekurriert. Wer allerdings würde Alex Capus den Erfolg nach Vorbild missgönnen?

**Alex Capus:** Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer. Hanser. 281 S., Fr. 27.90

## Jazz

# Ironie und voller Ernst halten sich die Waage

Von Peter Rüedi

**M**arc Perrenoud, 1981 in Genf geboren, ist unter den vielen Pianisten aus der Westschweiz vielleicht der eigenwilligste. Dem Status des Wunderknaben ist er längst entwachsen. Allerdings setzte er seine Veröffentlichungen immer sparsam wie ein alter Fuchs: Mit seinem nach wie vor aktuellen Trio (seit 2007: Marco Müller am Bass, Cyril Regamey am Schlagzeug) ist die jüngste CD, «Vestry Lamento», gerade mal Opus 3. Dass er seine heftigen, üppigen, «barocken» akkordischen Konstruktionen gelegentlich über dem errichtet, was im Pop-Jargon «vollfette Rock Grooves» genannt wird, hat ihm den Vergleich mit dem Esbjörn-Svensson-Trio oder mit The Bad Plus eingetragen.

Das ist nicht mehr als ein bedingter Reflex. Tatsächlich operiert dieses sehr besondere Trio nach eigenen Gesetzen. In unterschiedlichen Anklängen aus vielen Sparten erinnert es wie ein fernes Echo an die Selbstverständlichkeit, dass keiner, der sich in diesem klassischen Format versucht, aus dem Nichts kommt. Aber konkrete Anbindungen sind nicht dominant, und ein eklektisches Puzzlespiel ist diese Musik auch nicht. Wo immer man Perrenoud festnageln will, entzieht er sich. Christoph Merki sah die Truppe als Exempel für den Abtransport des Swing als Grundkategorie von Jazz. Einspruch, Herr Kollege. Es ist nur zuweilen eine andere Art von Swing, in den binär angelegten Stücken, und ternär swingende gibt es auch. Das kurze Parodiestück «Bosendorfer Piano Club» ist eine mit hoher Kadenz abgefeuerte Bebop-Nummer, bei der sich Ironie und voller Ernst die Waage halten.

Auch «Madame Jojo's» ist ein Swing-Fetzer, wenn auch ein avancierter, und die Version von «Body and Soul» im kontrastierenden Balladenfach ist zweifellos die schönste Art, an diesem Standard vorbeizuspielen und doch seinen Kern zu treffen. Auch der abschliessende «Nympeas Blues» ist ein Versuch *in a silent way*, wie mich Perrenoud denn überhaupt unweigerlich an das von mir bis zum Überdross wiederholte Zitat von Wladimir Horowitz erinnert. «I play the pianoforte. That means, I play piano and I play forte.»



**Marc Perrenoud Trio** (Marco Müller, Cyril Regamey): Vestry Lamento. Double Moon DMCHR 71126

---

# Rattenplage der Kommunikation

---

Botho Strauss ist einer der erfolgreichsten deutschen Dramatiker. Obwohl der scharfe Kritiker des Zeitgeists nur «noch ungern in die Stadt» geht, kam er zu einem Gespräch nach Berlin. *Von Michael Klonovsky*



*Heim zu Biber, Wels und Kranich:* Dichter und Dramatiker Strauss.



Es heisst, er sei ein Antimodernist. Ein Reaktionär gar, zumindest ein Kulturpessimist. Sein Essay «Anschwellender Bocksgesang», in dem er ankündigte, es werde Krieg geben «zwischen den Kräften des Hergebrachten und denen des ständigen Fortbringens, Abservierens und Auslöschens», löste 1993 einen veritablen Medienskandal aus; seither gilt er dem linksliberalen Establishment der Bundesrepublik als abservierenswert. Von allen bedeutenden deutschen Schriftstellern ist er der öffentlichkeitsscheueste: keine Auftritte vor Publikum, keine Interviews, kaum Fotos, im Abstand kleiner Ewigkeiten mal ein Essay in einer Zeitung. «Niemals sich blitzen, filmen, verhören, ehren oder sich sonstwie erwischen lassen», hat er vor Jahren als Maxime formuliert.

Ausweislich seiner Theaterstücke ist er gleichwohl ein intimer Kenner der Psyche des modernen Menschen, der mit Falkenblicken die Alltagsgeschäfte des Homo bundesrepublikanensis beobachtet und zu den meistgespielten deutschen Dramatikern der letzten dreissig Jahre gehört. Ausweislich seiner Prosa ist er ausserdem ein Erotiker der Wahrnehmung, ein Weltverzauberungssehnächtiger und elitärer Sonderling.

Für Botho Strauss besitzt offenbar noch Geltung, was eine ganze Epoche lang galt, nämlich dass Isolation der Normalzustand des Literaten ist. «Alle Kunst ist schamhaft», schrieb Peter Hacks, und Heimito von Doderer erklärte, der Schriftsteller sei ein Mensch, den man allenfalls mal im Treppenhaus treffe.

### Der Minister wohnt direkt nebenan

Unser Treppenhaus ist ein unscheinbares italienisches Lokal in Berlin-Charlottenburg, wo Strauss seit Jahren verkehrt und sogar eine Art Stammplatz besitzt. Was aber nicht heisst, dass er hier regelmässig seine Abende verbringt, er lebt bekanntlich zurückgezogen in der nordostdeutschen Uckermark, und so ist der besagte Tisch heute auch besetzt, wie Strauss erklärt, der nach einer kurzen Begrüssung durch den Wirt Platz genommen hat. Der menschenscheue Dichter ist ein artiger Herr mit sanfter Stimme und vollkommen unpräzise auftritt, dem man seine 68 Jahre so wenig ansieht wie den ihn umraunenden Ruhm, und irgendwie passen das Lokal und er zusammen. Obwohl hier seit einiger Zeit ein Minister direkt nebenan wohne und zuweilen samt Entourage aufkreuze, wie Strauss erklärt. Er komme ja nur noch ungerne in die Stadt, sagt er. Allein die unzähligen Galerien in seinem einstigen Viertel seien ihm ein Gräuel.

Ob es denn stimme, dass er seinem ländlichen Dasein inzwischen staunenswerte ornithologische Kenntnisse verdanke? «Mich interessiert alles», entgegnet der Einsiedler, «was da draussen mit mir lebt.»

Der Eindruck von Weltzugewandtheit verstärkt sich, als Strauss eine Flasche Pomino bianco zum Fisch ordert. Kein Dichter ist schliesslich bedeutend genug, dass seine Reputation nicht unter einer zur Dorade bestellten Apfelschorle doch etwas litte. Auch wenn es erst Mittag ist.

Als kentaurische Figur aus Poet und Chronist schreibt Strauss neben seinen Bühnenwerken seit einem Vierteljahrhundert die Chronik seiner Zeit. Diese Chronik kennt keine grossen Ereignisse, es handelt sich vielmehr um ein literarisches Kompendium aus Gedanken, Stimmungen, Reflexionen, Menschenbeobachtungs-Miniaturen, Kulturverlustmeldungen, oft aphoristisch verdichtet, mit eingestreuter Rollenprosa. Es sind Fortschreibebücher, die in der Literatur kaum ein Gegenstück haben – allenfalls Paul Valérys postum veröffentlichte «Denkhefte», die berühmten «Cahiers». Sie tragen oft merkwürdige Titel («Wohnen, Dämmern, Lügen», «Die

---

### Ein Leitmotiv ist das Sichsperrn gegen die «Totalherrschaft der Gegenwart».

---

Nacht mit Alice, als Julia ums Haus strich») und werden womöglich in hundert Jahren als eine der bedeutendsten Quellen zur Mentalitätsgeschichte der späten Bundesrepublik gelten. Ihr Reigen beginnt mit «Paare, Passanten» aus dem Jahr 1981 und endet einstweilen mit dem soeben erschienenen Opus «Lichter des Toren».

Dessen Held, wenn man so will, ist der Idiot. Kein konkreter Idiot wie bei Dostojewski, wir sind ja nicht im Roman, sondern als Typus: der vom allgemeinen Treiben und Trendbefolgen mehr oder weniger bewusst abgekapselte «Gemeinschaftsstümper», der «Ungesellige oder Unbeteiligte», der Privatheitnarr, die Störstelle im allgemeinen Funktionieren. Strauss holt ihn in die ursprüngliche Bedeutung zurück, denn «der Abgesonderte ist ja der *idiotes* im antiken Wortsinn». Wie aber, fragt dieser Text, ergeht es dem Idioten im sogenannten Informationszeitalter?

### Ein Reaktionär?

«Während Intelligenz zur Massenbegabung wurde, sind Klugheit und Einfalt nahezu ausgestorben», notiert Strauss. Der Idiot sei der «Prototyp unter den Menschen, die in Millionenzahl vom Verenden des Verstehens überrascht werden». Durch die Weltvernetzung und «die grosse Gegebenheit von allem» kehre heute das «Barock-Gefühl für die Vergeblichkeit von allem» wieder. Aber: «Was Gott ins Verborgene setzte, hütet der Idiot und schützt es vor den Übergriffen der zentraldemokratischen Heilsformel Transparenz, Öffentlichkeit, Aufklärung.»

Hui – ist der Idiot etwa ein Reaktionär? Er sei «nicht feind der Demokratie, jedoch der Demokratisierung sämtlicher Lebensbereiche, feind dem demokratischen Integralismus», steht im Buch geschrieben. Dass der Idiot nirgendwo mitspielt, «gewährt ihm eine gewisse Unabhängigkeit, deren radikalste Steigerung zugleich den Zusammenbruch jeglicher Kommunikation riskiert». Seine Sprache – «ganz und gar keine Sprache der Mitteilung» – sei ihm weit eher Schutzschirm denn Kontaktaufnahmeversuch. «Diskretion wäre heute das zentrale Widerwort zu allem», schreibt Strauss und beklagt die «Rattenplage der Kommunikation». Zwei Kernsätze der «Lichter des Toren» sind folgende: «Die schmerzliche Lehre lautet, dass das Vergangene reicher, das Gegenwärtige aber komplexer ist», und: «Ich habe alles verlernt, was mich eines Besseren belehrte.»

«Sind Sie ein Reaktionär, Herr Strauss?»

«Über den Reaktionär steht manches im neuen Buch. Bin ich einer oder nur manchmal einer? Wer weiss.»

Es steht zumindest einiges zur Klärung dieses meist mutwillig missverstandenen Begriffes im Buch, etwa der Hinweis, dass der Reaktionär historisch geschehen sein lasse, «was niemals war», dass er «als der echte Epiker» das Gewesene verkläre, «um es jederzeitlich zu machen». Er sei ein «Phantast», er lebe «in Symbiose mit den Verhältnissen, die er verpönt, und einzig in seiner Sprache kann er sich über sie erheben». In der Öffentlichkeit aber werde mit dem Schwefel- oder auch Schwafelwort «nur der Bierschaum des politischen Stammtischs assoziiert».

### Die Kunst und der Müll

Ganz auf der Linie des authentischen Reaktionärs liegt Strauss jedenfalls, wenn er sich über den «ästhetischen Urfehler» auslässt, «das Hohe zugunsten des Breiten abzuwerten», und prophezeit: «Die Frage des Niveaus wird in Zukunft wieder von der Begrenzung des Zugänglichen abhängen.» Der «intellektuelle Götzendienst vor dem Populären» habe eine «stete Anpassung nach unten» bewirkt. «Die Künste, die den Müll der Welt zu spiegeln vorgeben, vermehren ihn nur», höhnt der Dichter. «Verkommenheit und Verwüstung menschlicher Verhältnisse waren eine Zeitlang zum selbstgefälligen Thema der Bühnen und Galerien geworden, sie wurden satt daran. Kein Wunder, dass diese beharrlich diagnostizierte Verkommenheit von ihrem ästhetischen Nachvollzug kaum zu unterscheiden war.»

Doch wenn er dann ausruft: «Wir anderen müssen neue unzugängliche Gärten bauen! Zurück zur Avantgarde!», klingt das nun gar nicht mehr reaktionär. Strauss bringt auch einen Alternativbegriff in Vorschlag: den Anachronisten, für jeden Zeitgeist Unverfügbar-

ren. «Der Anachronist war seit jeher der bessere Deutsche», schreibt er. Wer wollte ihm da widersprechen angesichts der notorisch unentspannten, zur Konsensvollstreckung neigenden Öffentlichkeit eines Landes, in dem seit Jahrzehnten immer neue Gesinnungsvorschriften herrschen? «Es sollte all jenen, die heute die leichte Zunge haben und das Sagen, nicht erspart bleiben», wünscht sich Strauss, «einmal in ihrem Leben unter den Schock des Ausgeschlossenenseins zu geraten, einmal von der Kultherrschaft Andersgestimmter, die niemanden verfolgt, sondern nur ausschliesst, verweist, exkommuniziert, entnetzt – es sollte ihnen einmal das Gefühl, nicht dazuzugehören, bestimmt werden.»

### Die Deutschen als Minderheit

Ein Leitmotiv der strausschen Fortschreibebücher ist das Sichsperrn gegen die «Totalherrschaft der Gegenwart», wie es im «Bocks-gesang» heisst. Man kann sich den Einzelgänger aus der Uckermark auch im 3. Jahrhundert nach Christus, zu Füssen eines ägyptischen Tempels sitzend, vorstellen, wo er niederschreibt, welchen Verlust es für die Welt bedeutet, dass bald niemand mehr die Hieroglyphen zu lesen und geschweige denn zu deuten verstehen werde. Wenn er aus dem Studium der Geschichte überhaupt etwas gelernt habe, sagte der Historiker Joachim Fest einmal, dann, dass

jeder Fortschritt mit Verlusten erkaufte werde. Da Menschen bekanntlich sterben und neuen Generationen Platz machen, stirbt auch das Bewusstsein der Verluste, ja sie würden sogar komplett aus dem kollektiven Gedächtnis verschwinden, gäbe es nicht den Chronisten und vor allem den Dichter als Archivar des Imperfekts. Und den Idioten, der als «zeitinsulare Persönlichkeit» weder im Gestern lebt noch im Heute, sondern in seiner eigenen Zeit, in der sich alles wundersam vermengt.

Nun darf man sich den Quasi-Eremiten und Dichter-Chronisten Strauss keineswegs als einen Menschen vorstellen, der völlig aus seiner Zeit herausgefallen ist. Er benutzt ein Handy («mit Androidsystem»), hat daheim einen Blu-Ray-Beamer fürs Privatkino, «jede elektronische, informationstechnische Neuerung reizt mich zum Kauf, ich lese die Zeitung auf dem Tablet». Indes: «Wer sich an technischen Neuerungen berauscht, ist ein Schwachkopf. Wer sich ihrer zu bedienen versteht, ist ein Alltagsmensch, aus dem noch einmal etwas Besonderes werden könnte, wie zu allen Zeiten.»

Marshall McLuhans längst bis zur Kanonisierung von aller Welt nachgeplapperte Behauptung, das Medium sei die Botschaft, ist aus seiner Warte ein grosser Unsinn, denn der Mensch bleibt unter allen Kommunikationsverhältnissen dasselbe sterbliche, fehlbare,

unerlöste, vergeblich die letzten Fragen stellende Wesen: «Ich weigere mich, das menschliche Schicksal in den Revolutionen des Komforts sich erfüllen zu sehen.»

Strauss ging sogar, wie er versicherte, zur Bundestagswahl. Nicht weil er sich irgendwelche Illusionen macht, sondern um, wie er mit Thomas Hobbes sagt, «das Schlimmste zu verhindern». Was das Schlimmste sei, will er aus einer Art Zunftstolz nicht weiter ausführen – Autoren, die politisch missionieren, sind lächerlich. Ein mögliches Motiv taucht in den «Lichtern des Toren» auf, nämlich, «wie mitten im Frieden Landschaft verheert wird, so gemein und hochmütig, so um sich greifend und im Unmass aufragend, Horizonte sperrend, rücksichtsloser als Feuersbrunst, Rodung, Industrialisierung zusammen». Was den Schöngest noch mehr in Harnisch bringt als alle Galeristen, sind jene, «die mit Windkraft moralische und unmoralische Geschäfte machten, Schänder der Landschaftsseele», und er sähe gern «jeden einzeln auf ein Rotorblatt gefesselt und bis auf den Jüngsten Tag im Höllensturm sich drehen».

Und da wir schon bei den schwereren Zeitgeistverstössen des Dichters sind, sei auch noch folgender zitiert: «Wir drängen den neben uns wohnenden Muslimen unentwegt unsere Freiheiten auf, denken aber nicht daran, auch nur das Geringste von ihrer sittlichen Freiheits-

# Sind Sie anspruchsvoll?

mediatonic ist das vierte aufeinanderfolgende Jahr die Mediaagentur mit dem besten Image auf dem Schweizer Markt.



Quelle: MediaResearchGroup 2013, Studie durchgeführt bei den Schweizer Top 750 Werbeauftraggebern. [www.mediaresearchgroup.ch](http://www.mediaresearchgroup.ch)

place saint-gervais 1  
1201 genf  
tel. 022 365 20 20  
[www.mediatonic.ch](http://www.mediatonic.ch)

mediatonic  
integrated media thinking

beschränkung nachahmenswert zu finden oder auf uns abfärben zu lassen», notiert er. «Dabei täte etwas mehr Familie, etwas väterliche Stärke einem Erziehungsverhalten gut, dessen Schwächen allenthalben von staatlich geförderten Hilfen kostspielig kompensiert werden.» Im Zuge des Bevölkerungswandels, so Strauss, «werden sich möglicherweise andere Prioritäten herausbilden, als sie heute gültig sind». Was wiederum andere Folgen haben könnte, als gemeinhin gedacht, denn: «Identität – wir benötigen zur Zeit keine. Was wir brauchen um ihretwillen, ist Fremdherrschaft. Was kann den Deutschen Besseres passieren, als in ihrem Land eine kleine verschworene Minderheit zu werden?»

#### «... dann gäbe es nur noch Boulevard»

Das kann dauern, weshalb jetzt das Thema wechselt. Denn eigentlich ist Botho Strauss ja Dramatiker. Der Spielplanbeherrscher von einst findet sich allerdings zunehmend seltener in den Theaterprogrammen. Immerhin wurden aber noch 2011 zwei Stücke von ihm in Wien («Das blinde Geschehen») und München («Leichtes Spiel») uraufgeführt. Für erhebliches Medieninteresse sorgte die Hollywood-Aktrice Cate Blanchett, als sie 2011 zunächst in Sydney, im Jahr darauf auch in Wien, Paris und London die Hauptfigur in seinem Stück «Gross und klein» aus dem Jahr 1978 spielte.

Wie wichtig ist ihm das Theater heute noch?

«Wissen Sie, man kann nicht mit siebzig noch Theaterstücke schreiben, das ist unappetitlich», erwidert Strauss, und es klingt recht entschieden.

Aber interessiert er sich noch für das, was auf den Bühnen passiert?

«Wir haben damals das behäbige bürgerliche Theater abgelöst, und jetzt müsste irgendwer das Regietheater ablösen. Ich gehe da nicht mehr hin, weil mich die Weltsicht von Regisseuren nicht interessiert.»

Er erinnere sich noch gern an die Münchner Kammerspiele mit grossen Schauspielern wie Sibylle Canonica, Cornelia Froboess, die seine Partien am häufigsten gespielt habe, oder Thomas Holtzmann, aber dem heutigen Schauspiel sei die Nuance ausgetrieben worden. Für ein so subtiles Stück wie «Der Schwierige» von Hofmannsthal etwa könne er sich gegenwärtig weder einen Schauspieler noch einen Regisseur vorstellen, notiert er, und ein Werk von der Grössenordnung des «Othello» sei «nicht mehr fassbar für heutige Bühnengesinnung».

Und wenn man dem ganzen wohlfeilen Gekaspere die Subventionen striche? Strauss schüttelt durchaus traurig den Kopf: «Wenn man die Theater privatisierte, gäbe es nur noch Boulevard.»

Ende Juli präsentierte Strauss Auszüge aus seinem Buch vorab im *Spiegel*, und die meisten

Feuilletons schubladisierten seine Überlegungen und Empfindlichkeiten teils unter Koketterie, teils unter Vorgestrigkeit. Die FAZ erwoog wiederum unter Inkaufnahme des Vorwurfs der Trivialpsychologie, es handle sich um einen «Hilferuf». Den Ekel als Motiv hatte seltsamerweise niemand auf der Rechnung. «Nicht alles ist verloren», statuierte der von Strauss geschätzte Aphoristiker Nicolás Gómez Dávila, «wenn wir noch die notwendige Energie besitzen, um unseren Ekel und unseren Überdross zu verkünden.» Die Möglichkeit, jemand könne von der kommunikativsten, schamfreiesten und emanzipiertesten aller Welten tatsächlich zutiefst angewidert sein, wollen sich viele intellektuelle Lautsprecher offenbar nicht vorstellen.

Der Wein ist geleert. «Schauen Sie sich», sagt Strauss zum Abschied draussen vorm Lokal, «noch den Walter-Benjamin-Platz von Kollhoff an: Endlich einmal wieder ein Versuch, mit einem städtischen Platz so etwas wie einen öffentlichen Raum herzustellen. Aber das wurde sofort als faschistisch denunziert.»

Spricht's, winkt – und kehrt heim zu Biber, Wels und Kranich. «Ohne Erwartung auf das Ende. Vom Unabsehbaren gewärmt», schliesst sein Buch, «Heiterkeit der Abstinenz wird die vorherrschende Laune des Idioten sein.»

**Botho Strauss:** *Lichter des Toren. Der Idiot und seine Zeit.* Diederichs. 175 S., Fr. 31.90



## synergy 2013

Der Anlass der Schweizer KMU-Wirtschaft

### Knappe Ressourcen – wie die Schweiz damit umgeht

Mittwoch, 30. Oktober 2013, Kursaal Bern, 17 bis 22 Uhr

stiftung  
**kmu@schweiz**

Stiftung zur Vermittlung von unternehmerischem Wissen

#### Referenten:

Kurt M. Gloor, VR-Präsident ROMAG acquacare AG  
Hans-Peter Hadorn, Direktor Schweizerische Rheinhäfen  
Dr. Christoph Rühl, Chefökonom BP  
Kurt Schär, Geschäftsführer Biketec AG  
Reto Stump, Präsident Verein Artisana

sgv@usam

#### Anmeldetalon

Der/die Unterzeichnende

Nimmt an der synergy2013 sowie am Nachtessen teil  reserviert 6 Plätze (CHF 900.–)  reserviert 10 Plätze (CHF 1400.–)

Anzahl Personen \_\_\_\_\_ Strasse \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_ PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Vorname \_\_\_\_\_ Telefon \_\_\_\_\_

Firma \_\_\_\_\_ E-Mail \_\_\_\_\_

Funktion \_\_\_\_\_ Datum \_\_\_\_\_

Anmeldetalon bis 21. Oktober 2013 einsenden, faxen 031 380 14 15 oder anmelden auf [www.synergy-der-kmu-anlass.ch](http://www.synergy-der-kmu-anlass.ch)

synergy 2013

## Top 10

### Knorrs Liste

1	Ernest et Célestine	★★★★☆
	Regie: Stéphane Aubier	
2	What Maisie Knew	★★★★☆
	Regie: Scott McGehee/David Siegel	
3	The Look of Love	★★★★☆
	Regie: Michael Winterbottom	
4	Elysium	★★★★☆
	Regie: Neill Blomkamp	
5	Now You See Me	★★★★☆
	Regie: Louis Leterrier	
6	Red 2	★★★★☆
	Regie: Dean Parisot	
7	Lovely Louise	★★★★☆
	Regie: Bettina Oberli	
8	Jobs	★★★★☆
	Regie: Joshua Michael Stern	
9	Paranoia	★★★★☆
	Regie: Robert Luketic	
10	Feuchtgebiete	★★★★☆
	Regie: David Wnendt	

### Kinozuschauer

1 (1)	We're the Millers	14970
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
2 (2)	Red 2	12021
	Regie: Dean Parisot	
3 (-)	Riddick	6197
	Regie: David Twohy	
4 (3)	White House Down	5771
	Regie: Roland Emmerich	
5 (4)	Planes	3508
	Regie: Klay Hall	
6 (-)	Jobs	3356
	Regie: Joshua Michael Stern	
7 (6)	Lovely Louise	3012
	Regie: Bettina Oberli	
8 (7)	Gloria	2793
	Regie: Sebastián Lelio	
9 (-)	Paranoia	2727
	Regie: Robert Luketic	
10 (5)	The Smurfs 2 (3-D)	2501
	Regie: Raja Gosnell	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Star Trek – Into Darkness (Rainbow)
2 (-)	Safe Haven (Ascot Elite)
3 (2)	Der grosse Gatsby (Warner)
4 (1)	Hänsel und Gretel (Rainbow)
5 (6)	Nachtzug nach Lissabon (TBA)
6 (3)	Oblivion (Universal)
7 (4)	Epic (Fox)
8 (5)	3096 Tage (Rainbow)
9 (7)	Kokowääh 2 (Warner)
10 (-)	Das Dschungelbuch (Disney)

Quelle: Media Control



Das Kreuz mit dem technischen Fortschritt: «Disconnect».

### Kino

## Eigendünkel, Unzucht

Kulturpessimismus pur: «Disconnect» warnt vor den Folgen der Social Media. Das wurde schon dem Buch, dem Radio und TV unterstellt. Von Wolfram Knorr

Schon immer gab es Zeitgenossen, die in jeder technischen Neuheit, die ins soziale Leben eingreift und es mitzubestimmen beginnt, eine Hölle der Verderbnis sahen; ein Erzübel, das die Gemeinschaft in die Entartung treibt. Was wurde nicht schrecklich gewehklagt, als sich Gutenbergs Druckerpresse durchsetzte. Sie war Grund für physische Gebrechen (krummer Rücken, Augenleiden), und auch das soziale Miteinander galt als schwer gefährdet – die «Leseratte», die sich von den anderen absentiert. Inzwischen ist das Buch ein hohes Kulturgut, dafür kamen dann halt Zeitung, Telefon, Radio, Fernsehen und Internet an den Pranger. Es wurden die immergleichen austauschbaren Argumente vorgebracht, die Gefahren im physischen Bereich – durchs Radio verursachte Gehörschäden, krebsfördernde Strahlen der Mattscheibe und des Handys – sowie diejenigen im zwischenmenschlichen Bereich. Es ist ein Kreuz mit dem technischen Fortschritt.

Genau damit spielt «Disconnect» und listet düster die Gefahren der Social Media auf, der iPads, Smartphones, von Twitter, Facebook und so weiter. Die digitale Revolution hat uns Erdenwürmer gnadenlos im Griff und ist dabei, unser menschliches Miteinander zu zerbröseln. Andrew Stern (Drehbuch) und Henry Alex Rubin (Regie) verknüpfen mehrere Episoden zu einem durchaus stimmungsvollen

Ensemble-Film, der typische Gefahrenpotenziale der digitalen Technik dramatisiert.

Da ist zum Beispiel der Business-Papa (Jason Bateman), der auch am Esstisch nicht von seinem Handy lassen kann und für die Probleme von Filius Ben (Jonah Bobo), der in der Schule via Netzwerk gemobbt wird und schlechte Noten schreibt, keinerlei Interesse zeigt. Da ist das Paar Derek (Alexander Skarsgård) und Cindy (Paula Patton); die beiden können über den Verlust ihres Kindes nicht miteinander reden – er zockt lieber online, und sie redet in Selbsthilfegruppen; dann werden sie Opfer eines Hacker-Angriffs und verlieren (weil eben keine Kommunikation da ist) ihr ganzes Vermögen. Eine investigative, karrieresüchtige Journalistin wühlt sich durchs Sex-Business und so weiter. Die Episoden schildern haarklein, wie die Technologie das Leben der Menschen im Griff hat, und das Ganze wird psychologisch – keine Frage – spannend umgesetzt.

Doch entgeht Regisseur Rubin nicht der Gefahr der Redundanz und weckt so doch heftigen Widerstandsgeist. Etwa als der Business-Anwalt am Tisch nicht vom Handy lassen kann. Als ob's den Daddy, der sich nur für seinen Beruf und nicht für die Probleme seines Sohnes interessiert, nicht auch ohne Handy gäbe; auch Mobbing in der Schule existierte schon vor Facebook und Twitter.

Auch wenn die Episoden nie langweilig sind, dramaturgisch geschickt am Ende miteinander verknüpft werden, das Ensemble grossartig besetzt ist und der Dokumentarfilmer Rubin mit seiner ersten Spielfilmregie Respekt verdient, so ist die Jammeriade doch fortschrittsfeindlich. Im 18. Jahrhundert warnte der Publizist Johann Georg Heinzmann (1757–1802) in seinen Schriften vor der «Leserey». Sie führe zu «Traurigkeit, Unwillen, Missvergnügen, Eifersucht und Neid, Trotz und Eigendünkel, Müssiggang und Unzucht» – der Film behauptet fast das Gleiche. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Gangs of Wasseypur** — Gangster-Epos – von den vierziger Jahren bis in die Gegenwart – über eine triste Industriezone Indiens, die verfeindete Clans unter sich aufteilen. Das Fünf-Stunden-Trumm (in zwei Teilen) ist das Gegenteil von Bollywood: schmutzig und brutal statt romantisch. Die Figuren bleiben einem trotzdem fremd; das kann aber an unseren Gewohnheiten liegen. Es fehlt an Emotionalisierung und dramatischen Zuspitzungen. Ausser-



Gegenteil von Bollywood: «Gangs of Wasseypur».

dem kann sich das Gangster-Epos nicht zwischen Sozialkritik und Gangster-Film entscheiden. Wird als indischer «Godfather» beworben, was reichlich kühn ist. Für Indien-Fans wahrscheinlich interessant. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

Kürzlich habe ich in München die deutsche Komödie «König von Deutschland» mit dem Komiker Olli Dittrich gesehen. Dabei fiel mir auf, dass immer weniger deutsche Filme in Schweizer Kinos laufen. Woran liegt denn das? K. E., Langenthal



Verleiher, haben sie sich nicht vertraglich an eine Produktion gebunden, kaufen die Rechte ausländischer Filme nicht nur aus kommerziellen Gründen (auch wenn die am wichtigsten sind). Es ist ja nie gesichert, ob der Film, der

**2 Guns** — Bobby Trench (Denzel Washington) ist ein Beamter der Drug Enforcement Administration (DEA) und undercover an einem Drogendeal dran. Begleitet wird er von Michael Stigman (Mark Wahlberg), einem Agenten des Naval Criminal Investigative Service. Der eine weiss allerdings nicht, in wessen Diensten der andere steht. Nach einem Banküberfall



Spass: Washington, Wahlberg in «2 Guns».

verdächtigen sie sich gegenseitig, der Mafia Millionen abgeluchst zu haben. In Tat und Wahrheit hat sie die CIA geleimt. Daraufhin müssen sie zusammenarbeiten, weil die Navy, die Mafia und die DEA hinter ihnen her sind. Eine Buddy-Konstellation, die sich ständig ad absurdum führt. Ist ziemlich gaga, macht aber Spass dank der ungetrübten Spiellaune von Washington und Wahlberg und der Dialoge. Regie führt der Isländer Baltasar Kormákur («101 Reykjavík»). ★★★☆☆

**The Internship** — Das beliebte Komiker-Duo Vince Vaughn und Owen Wilson verkauft Armbanduhrer, die in der Digital-Ära keiner mehr will. Zum Umsatteln genötigt, landen sie beim Internet-Titanen Google, obwohl sie reine Computer-Analphabeten sind. Daraus liesse sich schon Komisches filtern. Doch Shawn Levys Klamotte (nach einer Idee von Vince Vaughn) ist ein purer Werbespot für Google und den «Goo-gelismus»: den Villa-Kunterbunt-Teamgeist permanent fröhlicher Menschen. ★★★☆☆

in Deutschland (oder einem anderen Herkunftsland) erfolgreich war, auch in der Schweiz reüssiert. Und hier verkomplizieren die Sprachregionen das Problem. Selbst wenn ein (deutscher) Film in der deutschsprachigen Region erfolgreich ist, muss er das nicht auch in der Westschweiz oder im Tessin sein. Es ist ein harziges Geschäft; deutsche Werke, ausser solche mit Til Schweiger, haben es im Ausland sowieso schwer.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Das Gehalt der Anderen

Von Rico Bandle

Voyeurismus ist der Treibstoff des Reality-Fernsehens. Also suchen die Format-Erfinder dauernd nach neuen, noch unbeleuchteten Bereichen der Intimzone, die sie ihrem Publikum vorführen können. Der Privatsender RTL vergleicht in seiner neuen Sendung «Was verdienst du?» die Löhne in einem Unternehmen.

Eigentlich erstaunt es, dass nicht früher jemand auf diese Idee gekommen ist. Löhne in einem Betrieb offenzulegen, bedeutet, Missmut zu schüren, Konflikte zu generieren, aber auch Ungerechtigkeiten aufzuzeigen – all das also, was für Drama und Emotionen sorgt. Der Sender preist die Aktion zudem als «Experiment» an, das die «Kultur in einem Betrieb verbessert».

In der letzten Sendung vom Montag führte RTL den Lohn-Striptease in einer Wurstfabrik in Ostdeutschland durch. Ein Angestellter nach dem andern stellte sich vor, erklärte kurz seine Funktion und offenbarte sein Monats- und Jahresgehalt. Die Schilder mit den Löhnen wurden an eine Wand gehängt, sortiert nach Funktion, so dass die Mitarbeiter in der Produktion sich darüber energieren konnten, dass die Kollegen in der Verwaltung mehr verdienen als sie selbst.

Aus Schweizer Sicht sind alle Gehälter sehr tief. In der Produktion verdienen die Mitarbeiter brutto zwischen 1200 und 1350 Euro pro Monat, davon werden noch Steuern und Sozialabgaben abgezogen. In der Verwaltung sind sie leicht höher, die Leiterin vom Versand etwa erhält 1750 Euro monatlich. Trotz der Niedriglöhne ist der Betrieb defizitär; der Besitzer, der die Firma vor dem Konkurs gerettet hat, zahlt sich selber nichts aus, bis die Gewinnschwelle erreicht ist.

Die Offenlegung führt vor allem dazu, dass sich die Mehrheit der Belegschaft plötzlich unterbezahlt fühlt und die Mitarbeiter mit höherem Lohn in Erklärungsnot geraten. Dies hat zwar einen gewissen Unterhaltungswert; wie diese Offenlegung der Firmenkultur dienen soll, bleibt aber ein Rätsel. Insbesondere weil der Chef die paar wenigen offensichtlichen Ungerechtigkeiten im Lohngefüge auf die Schnelle ohnehin nicht beheben kann.

Was verdienst du? Montag, 21.15 Uhr, RTL.

# Am Fusse der Bavaria

Fröhliche Schweizer am Oktoberfest in München; Kammerspiele in Bachenbülach. *Von Hildegard Schwaninger*



«Mir ham Durst»: Noch-Oberbürgermeister Ude.

Die Welt ist ausser Rand und Band, wenn in München Oktoberfest ist. Die Bayern-Metropole nennt sich «Weltstadt mit Herz» – und es stimmt einfach. Wo sonst passiert es, dass ein Mann, den man wegen Trachtenjancker und breitem Bayrisch als Einheimischen identifiziert, einem den Koffer abnimmt und die Treppe von der S-Bahn zu einem weitentfernten Platz in der Innenstadt hochträgt? Die Charmeoffensive zieht sich durch das ganze Wochenende. Im Hotel «Bayerischer Hof» liegen Bretzen an der Rezeption – genau, was man zur Stärkung braucht, bevor man auf die Wies'n geht, und der Brief im Zimmer, mit dem einen Hotelpatronin **Innegrit Volkhardt** willkommen heisst, hat einen so herzlichen Ton, dass man sich einfach freut, hier zu sein.

Lachen kann man viel am Oktoberfest. Vorausgesetzt, man kennt die richtigen Leute. Leute, die schon vor Monaten in einem der Oktoberfest-Zelte ihre Box gebucht haben. Dann ist man dabei. Dabei, wenn erwachsene Menschen ihre Hände in die Höh halten, «Schatzi, schenk mir ein Foto» oder «Mir ham Durst» grölen und strahlen vor Glückseligkeit. Ja, das Oktoberfest ist nicht für jedermann, aber wem es gefällt, der hat Spass an der Freude.

Schweizer sind auch vertreten auf der Theresienwiese am Fusse der Bavaria, der Statue der weltlichen Schutzpatronin der Stadt an der Isar. Chirurg **Johan Senning** und seine Frau

**Steffi** sind jedes Jahr dabei. Die Ärztin: «Mein erster Fax im Jahr geht an den Schottenhamel.» Dort findet der Anstich durch den Münchner Oberbürgermeister (noch: **Christian Ude**, tritt nach zwanzig Jahren demnächst zurück) und den bayrischen Ministerpräsidenten (**Horst Seehofer**) statt, und dort haben die Sennings ihre Box. Fast alles Mediziner waren heuer ihre Gäste, **Guido Henckel von Donnersmarck**, mit dem Senning als junger Chirurg in Deutschland gearbeitet hat. Steffi Sennings Eltern, beide ursprünglich aus Leip-



**Ehrensache**: Boris Becker mit Gattin Lilly.

zig stammende Ärzte, haben sich am Oktoberfest kennengelernt.

Das Oktoberfest ist ein riesiger Heiratsmarkt. Mehr als fünfzig Prozent der Münch-

ner, heisst es, sollen da ihre Ehepartner kennenlernen. Henckel von Donnersmarck bringt es auf den Punkt: «Hier zeigen die Frauen, was sie haben.» Die Décolletés der Dirndl sind sehenswert – die Strumpfbänder auch. Es sind viele junge Leute da, und es knistert vor Erotik. Gesichtet am Sonntag: die Sportskanonen **Günter Netzer** und **Boris Becker** (beide in Lederhosen – Ehrensache!). Einen Tisch bei Käfer hat **Christian E. Rohrbach**, Ehrenzunftmeister der Zunft zur Hard. Der Jurist aus Zürich ist Verwaltungsrat der Käfer Schweiz (kürzlich eröffnete Käfer eine «Stube» auf dem Messegelände Basel). **Michael Käfer** kam höchstpersönlich an den Tisch, um Rohrbachs Gäste zu begrüßen. Unter ihnen: **Peter Zahn**, Advokat und Notar aus Basel. Fazit des lustigen Wochenendes: «So lasst uns alle fröhlich sein, und keiner ist allein» (auch ein Wies'n-Text).

Wenn man den harten Kern der Cervelat-Promis von **Lys Assia** bis **Pino Gasparini** in Bachenbülach trifft, dann ist Saison-eröffnung der Kammerspiele Seeb. 1974 vom damals 13-jährigen **Urs Blaser** gegründet, sind die Kammerspiele Seeb heute ein bezauberndes Kleintheater. Roter Plüsch, imposanter Kristall-Luster, gemütliches Foyer-Restaurant mit unglaublich nettem Personal. Früher ein Laientheater, heute Sprungbrett für junge Schauspieler. So war Freitagabend bei der Premiere von «Der Vorname» (satirisch-bissige



**Stolz**: Christina Maeder (r.), Tochter Kiki.

Komödie von **Matthieu Delaporte** und **Alexandre de la Patellière**, inszeniert vom Hausherrn **Urs Blaser**) auch **Kiki Maeder**, die hier ihre ersten Bühnenschritte machte und es mittlerweile immerhin bis ins Bernhard-Theater geschafft hat. Sie war mit ihrer Mutter **Christina Maeder** da, die vor Stolz auf ihre Tochter fast platzte. Anwesend war auch Filmproduzent **Peter-Christian Fueter**. Was führt ihn hierher? «Ich komme mindestens dreimal im Jahr, weil ich die Atmosphäre dieses Theaters liebe.» Nach der Premiere stärkte man sich am grosszügigen Büffet.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Nur die Liebe zählt

Event-Designerin Sara E. Pua, 44, und Wedding-Planerin Aline Birgelen, 35, bieten nicht nur perfekte Hochzeiten, sondern neustens auch organisierte Verlobungsfeiern an.



«Mit Humor»: Geschäftsfrauen Pua, Birgelen.

**Sara:** Mein Mann und ich waren beide neunzehn, als er mir den Antrag machte. Am wohl unromantischsten Ort von Zürich, in einer alten Baracke im Güterbahnhof Zürich. Wir sassen nach einem «Jugend + Sport»-Treffen alleine an einem alten Tisch. Plötzlich fiel Stephan auf die Knie und hielt um meine Hand an. Es war umwerfend schön und überraschenderweise superromantisch, und es zeigte eben auch, dass ein gelungener Antrag nichts mit Geld zu tun hat oder mit einer monatelangen Planung, sondern mit dem richtigen Moment und den Gefühlen von zwei Menschen.

**Aline:** Mein Mann machte mir den Antrag ganz romantisch auf einer Kreuzfahrt. Zuvor hatte er mich davon überzeugt, dass eine Verlobung im Moment gar nicht passen würde. Ich wunderte mich ein wenig, dass er sich am besagten Abend eleganter kleidete, als es der Dresscode für den Abend vorschrieb, und ich war in Sorge um ihn, da er sehr nervös wirkte. Auf die Idee, dass er jetzt dann die Frage aller Fragen stellen würde, kam ich erst, als er etwas in unserem Zimmer holen musste und mich bat, draussen zu warten. Selbstverständlich sagte ich: «Ja», und ein Jahr später feierten wir unsere Hochzeit in Prinzessinnenmanier auf einem schönen Schloss.

**Sara:** Als Hochzeitsplanerinnen befinden wir uns heute in der wunderbaren Situation, den grossen Tag immer wieder organisieren zu dürfen, und auch entsprechende Verlobungsanträge sind heute ein wiederkehrendes Thema bei uns. Es tut der Romantik keinen Abbruch, wenn man beides in professionelle Hände legt, im Gegenteil: Die Planung und die Organisation beider Anlässe können sehr anspruchsvoll sein. Gibt man die Arbeit ab, kann man sich voll und ganz auf seine Emotionen und den wunderbaren Anlass konzentrieren. Wir planen die Verlobung meist sehr individuell, bieten in der Zwischenzeit aber auch sogenannte Packages an, die als Ideenlieferanten dienen können: superromantisch in den eigenen vier Wänden, bei einem Fallschirmsprung oder sogar als selbstproduzierter Film-Trailer, der dann bei einer richtigen Kinovorführung gezeigt wird. Das kostet 30 000 Franken, aber grundsätzlich hat ein gelungener Antrag nichts mit dem Budget zu tun, sondern mit Liebe und Respekt.

**Aline:** Eine Hochzeit kann Konfliktpotenzial bergen, auch, weil zwei Familien mit unterschiedlichen Geschichten und Prägungen zusammenkommen. Die Erwartungen von Familienmitgliedern sind teilweise sehr hoch! Zudem wird heute aufwendiger geheiratet als noch vor zwanzig Jahren. Mit einem Planungsteam an der Seite wird vieles abgefedert, zudem kennen wir die kompetenten Dienstleister, haben viele umsetzbare Ideen und nehmen auch unangenehme Entscheidungen ab. Der wichtigste Faktor ist allerdings, dass der Wedding-Planer eine neutrale Person darstellt und es mehr Gewicht hat, wenn wir etwas bestimmen, als wenn dies Tante Susi tut.

**Sara:** Eine «Ja-Garantie» gibt es natürlich auch bei uns nicht, und eine Etikette «Wie man nein sagt» existiert auch nicht. Man sollte es möglichst rücksichtsvoll machen, denn die Enttäuschung ist für den anderen riesig, wenn dies geschieht. Das Nein muss auch nicht definitiv sein, man sollte den Gründen für diese Antwort gemeinsam auf die Spur gehen. Ist man unsicher, soll man mit dem nötigen Humor reagieren und sich die Hintertür offen halten, so im Stil: «Nicht heute, vielleicht aber morgen!»

Hochzeit und Verlobung: [www.luuniq.com](http://www.luuniq.com)  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Narzissmus

Von Andreas Thiel — Die Antwort des Kolumnisten auf die Leserbriefe.

**Kolumnist:** Sie wehren sich also dagegen, dass man die Finanzministerin als Narzisstin bezeichnet?

**Sozialnarzisst:** Vehement.

**Christlicher Volksnarzisst:** Das geht doch nicht.

**Liberalnarzisst:** So eine Frechheit.

**Sozialnarzisst:** Denn wer hat die Finanzministerin an die Macht gebracht? Sicher nicht sie sich selbst. Es war das Verdienst von uns Sozialnarzissen, der konservativen Nationalnarzisstischen Partei einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben.

**Christlicher Volksnarzisst:** Das wäre natürlich nicht ohne uns Volksnarzissen gelungen.

**Liberalnarzisst:** Vergesst nicht, dass auch einige liberalnarzisstische Stimmen nötig gewesen waren, um die Finanzministerin ins Amt zu hieven.

**Kolumnist:** Sie reissen sich ja gegenseitig den Schwarzen Peter aus den Karten.

**Christlicher Volksnarzisst:** Besser als sich gegenseitig einen Zacken aus der Krone zu brechen.

**Kolumnist:** Aber können Sie sich angesichts Ihrer narzisstischen Exzesse noch selbst in die Augen schauen?

**Sozialnarzisst:** Wieso sollten wir das nicht können?

**Kolumnist:** Der sprichwörtliche Narziss in der Mythologie war doch völlig eingenommen von sich selbst.

**Christlicher Volksnarzisst:** Na und?

**Liberalnarzisst:** Warum auch nicht?

**Sozialnarzisst:** Der war ja auch schön.

**Christlicher Volksnarzisst:** Also warum sollte er sich nicht an sich selbst erfreuen?

**Kolumnist:** Ich weiss auch nicht, ich dachte bloss, wenn man Ihnen mal den Spiegel hält, dann würden Sie vielleicht ...

**Sozialnarzisst:** Halten Sie uns den Spiegel nur hin. Es gibt keinen Grund, warum wir uns nicht selbst betrachten sollten.

**Christlicher Volksnarzisst:** Ich finde sogar, wir sehen sehr gut aus.

**Liberalnarzisst:** Vorbildlich.

**Sozialnarzisst:** Kann das bitte jemand festhalten?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Voll im Fluss

Von Peter Rüedi



Die Staatskellerei Zürich hat eine lange Tradition (letztes Jahr feierte sie das 150. Jahr ihres Bestehens) – und eine kurze Geschichte nach ihrer neuen Zeitrechnung, nämlich seit ihrer Privatisierung 1997, als der marode Staatsbetrieb zur Überraschung vieler vom *global player* Mövenpick gekauft wurde. Mit Geschick entwickelte die neue Leitung eine Doppelstrategie. Sie stilisierte, ausgehend von der fabelhaften Lokalität ihres Sitzes im Rheinbogen von Rheinau, die Nische und Gottfried Keller zum Gründervater. Für authentische Bodenhaftung steht eine Linie von traditionellen Zürcher Weinen (Riesling×Silvaner, Räuschling, Blauburgunder). Die kommen nach wie vor von einer Vielzahl von Zulieferern.

Umso wichtiger ist in der Funktion des identitätsstiftenden «Autors» der Kellermeister Werner Kuster. Mit einer zweiten Schiene sucht man Mehrheitsfähigkeit, unter anderem mit zugänglichen Weinen wie einem samtigen Pinot Gris, einer roten Cuvée «Compleo» und einem ambitionierten «Gamaret Prestige» (was Skeptiker der etwas zu widerstandslos über die Zunge fließenden Neuzüchtung aus Gamay und Reichensteiner für einen Widerspruch in sich halten mögen). Deren Fortsetzung ist nun eine neue Kreation mit dem Namen «Éo Noir», eine Cuvée aus Gamaret und einem Viertel Merlot.

In der Rheinauer Hierarchie ist sie die Nummer zwei hinter dem Tête de Cru, wird aber zum halben Preis des etwas künstlich zur Exklusivität gedrechselten Pinot Noir angeboten. Ich gestehe, dass es mir in der Palette der (nach wie vor so genannten) Staatskellerei der Barrique-Pinot «Pankraz» (der wiederum die Hälfte des «Éo» kostet) besonders angetan hat, auch wegen des diskreten Holzes. Ich kann aber, sozusagen nüchtern von aussen betrachtet, dem dichten, pflaumig-kirschigen, fruchtsüssen neuen Kunststück von Kuster meinen Respekt nicht versagen. *Not my cup of tea*. Aber es liegt – und das mit, gemessen am üppigen Eindruck, bescheidenen 13 Prozent Alkohol! – zweifellos im Trend des Gustos, der einen zugänglichen, aber keineswegs banalen Wein sucht.

Staatskellerei Zürich, Éo Noir. 13%. Mövenpick. Fr. 38.–. [www.moevenpick-wein.com](http://www.moevenpick-wein.com)

## Zeit für satte Farben

Von Jürg Zbinden



1



2



3

1 — «Leela Blossom», die neue Schmuckuhr der Marke Century, setzt auf Romantik und Feminität. Das Herz der Blüte bildet das mit Diamanten eingefasste Zifferblatt aus weissem Perlmutter. Zwölf weitere Diamanten in Brillantschliff fügen sich zum Glitzerreigen der Indizes, und rundherum entfalten sich die zwölf Blütenblätter. Der innere Kelch aus 18-karätigem Weissgold ist mit 168 Diamanten besetzt, und auf dem äusseren Kelch funkeln 48 handgeschliffene und -polierte Facetten des Century-Saphirs. Mit Quarzwerk und Satinarmband. Preis auf Anfrage. Info: Century Time Gems Ltd., Zihlstr. 50, 2560 Nidau. Tel. 032 332 98 22.

2 — Es gibt Materialien, die ganz schlicht und einfach erscheinen, dem Kunsthandwerker aber schier unerschöpfliche Inspiration bieten. Dazu gehört auch Stroh, das in Gestalt winziger Intarsien das Zifferblatt der «Arceau» mit einem farbenfrohen Motiv ziert. Dieses Kunstwerk im Miniaturmassstab bilden die auf ihre Brauchbarkeit hin sorgfältig ausgesuchten Teile eines langen, glatten Roggenhalms. Die Pflanze entstammt einer Sorte, die nur auf einem landwirtschaftlichen Gut der Welt angebaut und von Hand geerntet wird. Das Stroh wird in mehreren Bädern ganz durchgefärbt

und getrocknet, bis die zugleich tiefen und leuchtenden Farben in subtilem Glanz erstrahlen. Der Kunsthandwerker erwägt die Farbnuancen und Lichteffekte sowie die Faserrichtung jedes Hälmschens, bevor er die Strohintarsien für das Zifferblatt der Uhr anordnet. Mit geduldiger Genauigkeit werden die Stückchen zerteilt und auf kleinstem Raum zusammengefügt, um das Motiv «H Cube» wiederzugeben, das ebenfalls vom Designer der Uhr «Arceau», Henri d'Origny, entworfen wurde. Die «Arceau H Cube» ist von Hermès. Zu kaufen für Fr. 50 000.– in allen Boutiquen von Hermès.

3 — Der Glanz kostbarer Edelsteine und die Finissage in der Tradition der Haute Horlogerie betonen die einzigartige Architektur dieser Uhr: Das bekannte Girard-Perregaux-Tourbillon mit drei Goldbrücken überzeugt nun in einer äusserst femininen Variante. Das Gehäuse der GP Tourbillon Lady ist aus Roségold. Ergänzt wird es von einem leicht gewölbten Saphirglas, ausserdem sind Lunette und Rehaut mit Diamanten von insgesamt über 1,8 Karat besetzt. Das Herz des aussergewöhnlichen Uhrwerks ist das aus achtzig Einzelteilen bestehende Tourbillon. In zwei Farbvarianten. Preis auf Anfrage.





Auto

## Das Erfolgs-Modell

Der X5 ist eines der absatzstärksten Produkte von BMW. Jetzt kommt der grosse Wagen in einer neuen Version. *Von David Schnapp*

Mit dem Erfolg hat man es auch nicht immer einfach. BMW hat vom aktuellen X5 1,3 Millionen Stück verkauft, es sei eine der erfolgreichsten Baureihen überhaupt, hiess es an der Präsentation des neuen Modells, das den Medien kürzlich in Vancouver vorgestellt wurde. Der X5 gehört zu den Pionieren unter den sogenannten Sports Utility Vehicles (SUV). Kaum eine andere Fahrzeuggattung wurde so oft kritisiert und für vorgestrig erklärt – und trotzdem gibt es (aus nachvollziehbaren Gründen) viele Leute, die gerne ein grosses, bequemes Auto fahren, das einem Übersicht verschafft und nach Abenteuer aussieht.

Der bisherige BMW X5 war in dieser Kategorie führend, die Absatzzahlen sprechen für sich. Trotzdem war es Zeit für eine neue, dritte Generation. Resultat: Der neue X5 sieht fast so aus wie der alte X5. Wer genau hinschaut, erkennt aber eine neue, «präzise Frontansicht», und von der Seite sieht man, dass das ohnehin grosse Auto noch länger geworden ist (jetzt 4886 Millimeter), was ihm eine etwas kombiartige Form gibt. Dafür hat es mehr Platz für Gepäck, und auf der Rückbank sitzt man so

bequem wie zu Hause auf dem Sofa. Auf Wunsch gibt es sogar eine dritte versenkbare Sitzreihe.

### Murmel auf der Kugelbahn

Wer losfährt, weiss, er könnte mit seinem X5 problemlos über Schotterwege und anderes unwegsames Gelände rumpeln. Auch wenn der BMW das ganz ordentlich meistert (wir haben es ausprobiert), wollen das die wenigsten Fahrer überhaupt tun – wozu auch? –, und die Ingenieure haben deshalb daran gearbeitet, den grossen Wagen noch perfekter für die Strasse zu machen. Es ist ihnen gelungen. Resultat sind ein hervorragendes Fahrwerk, eine feinfühligere, aber leichtgängige Lenkung und, wie in unserem Testauto, ein sehr überzeugender V8-Zylinder-Motor mit 450 PS und 650 Nm. Trotz über zwei Tonnen Gewicht rollt der X5 so flott los wie eine Murmel auf der Kugelbahn, und selbst 250 km/h Höchstgeschwindigkeit sind (auf entsprechend gekennzeichneten Autobahnen) mühelos möglich.

Die Verbesserung des Fahrkomforts und die Verschönerung des Innenraums, in dem es nun ein schickes Lichtkonzept, einen hochwertigen Materialmix und endlich einen lederbezogenen Armaturenräger gibt, machen aus dem neuen X5 eine Art robust aussehenden, hochbeinigen 7er. Eine Luxuslimousine im Geländewagen-Look also – das ist ein überzeugendes Konzept.

#### BMW X5 xDrive 50i

Leistung: 450 PS, Hubraum: 4395 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 104 800.– (X5 30d ab Fr. 81 000.–)

Zu Tisch

## Der Röstigraben

*Von David Schnapp*



Gibt es eigentlich noch einen kulinarischen Röstigraben in der Schweiz? Die Frage stellte sich mir, als ich mich auf den schönen Weg über den Furka und durch das Goms nach Sierre machte. Dort arbeitet einer der nominal besten Köche der Schweiz, einer von nur sechs, die mit der Höchstwertung von 19 Punkten im «Gault Millau» geführt sind: Didier de Courten (Jahrgang 1968) ist kein Mann mit Starqualitäten, eher wohl ein stiller Perfektionist. Nachdem ich mit einem befreundeten Gourmet mehrere Stunden in seinem Lokal gegessen hatte, sahen wir den Koch draussen etwas zusammengesunken an einem Tisch sitzen. Die Tour durch das Restaurant, die Köche auf diesem Niveau in der Regel machen, um sich kurz ihren Gästen zu zeigen, hatte er sich erspart.

Zuvor hatte uns der Walliser eindrücklich vorgeführt, dass es tatsächlich eine Art Röstigraben zwischen der Spitzenküche in der Deutschschweiz und der Romandie gibt. Während hüben Elemente und Ideen der sogenannten Molekularküche mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in die Gerichte einfließen, ist das drüben weit weniger der Fall. Im grossen Menü treffen wir zwar auf allerhand Geliertes. Das ist aber ziemlich die einzige, redundant wirkende Anlehnung an die Strömungen der modernen Kulinarik. Abgesehen davon wird klassisch gekocht: Kalbsbries an Vin jaune mit Polenta und Gemüse, Entenleberterrinen mit Pfirsich, bretonischer Hummer, ein perfekter St-Pierre oder ein mit getrockneten Kräutern parfümiertes Kalbsfilet.

Keine Missverständnisse: De Courten's Gerichte haben viel Geschmack, die Zutaten sind erstklassig, die Zubereitung ist fast durchweg perfekt. Was beim Essen in dem im Wortsinn etwas unwirtlich wirkenden Gastraum fehlt, ist die Spannung. Der Moment, da einem der Anblick eines Tellers nicht nur das Wasser im Mund zusammenlaufen lässt, sondern auch noch ein Lächeln ins Gesicht holt. Solche Momente, scheint mir, erlebt man mittlerweile in Deutschschweizer Top-Lokalen häufiger.

**Restaurant Didier de Courten:** Rue du Bourg, 3960 Sierre. 19 Gault-Millau-Punkte, 2 Michelin-Sterne. Tel. 027 455 13 51; sonntags und montags geschlossen. Besprechung des Menüs mit Bildern auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



«Print ist noch trauriger»: Schauspieler Müller, 49.

MvH trifft

## Mike Müller

Von Mark van Huisseling — Schauspieler-Interviews sind mühevoll, findet unser Kolumnist. Aber nicht immer.

Weshalb konntest du mich nicht treffen vor zwei Monaten, als ich anfragte?» – «Ich wollte nicht.» – «Das ist dir unbenommen.» – «Nein, mit einer guten Begründung: Wir machen vier Monate Sendepause mit «Giacobbo/Müller», und in dieser Zeit geben wir nicht gross Interviews, weil es nichts zu sagen gibt.» – «Die übliche Argumentation geht: «Wenn Sendepause ist, habe ich Zeit für Interviews.»» – «Ja, aber ich finde, man muss das Zeug manchmal ein wenig dosieren. Und ich habe in dieser Zeit sechs Folgen von «Der Bestatter» gedreht.» – «Die kommen 2014, nachdem die erste Staffel dieses Jahr erfolgreich ausgestrahlt wurde, nicht wahr?» – ««Staffel» ist ein grosses Wort für vier Folgen, aber aus technischen Gründen kann man es verwenden. Es hat mit der Situation zu tun, dass man mal ausprobieren wollte – Fiktion ist das Teuerste im Fernsehen, und die Zeiten sind vorbei, in denen man mit Riesnbudgets um sich warf.» – «Ja, anders als bei den Printme-

dien, wo jedes Jahr mehr Geld fliesst.» – «Ha, ha; ja, Print ist noch trauriger.» – «Sag es nicht, ich bin immer froh, wenn einer nicht essen gehen will mit mir.» (Wir trafen uns an der Bar des Restaurants «Markthalle» in Zürich; ein Assam-Tee, ein Espresso = Fr. 9.50.)

Mike Müller, geboren in Grenchen, ist ein Schweizer Schauspieler, steht bei Wikipedia. Und: Nach dem Philosophiestudium besuchte er Schauspiel-Workshops in Berlin, Wien und Zürich. Durch Produktionen im Kabarett und in Satiresendungen sowie auf Theaterbühnen ist er bekannt geworden. Das kann man so sagen, sollte aber ergänzen, finde ich: «Spielt auch in Kinofilmen». Wir sind ein bisschen bekannt miteinander. Und ein weiterer Haftungsausschluss: Ich finde ihn gut.

«Wie sieht dein Tag aus im Moment?» – «Jetzt ist die Übergangsphase in die neue Staffel, hier kann man von «Staffel» reden, von «Giacobbo/Müller» ...» – «Und was machst du den Rest der

Woche, da musst du ja nur am Sonntag arbeiten?» – «Den kenne ich vom Theater, wenn die Leute fragen: «Und was machen Sie so tagsüber?» Und der «Bestatter» ist noch nicht ganz fertig, aber es ist eine schöne Überlappung, kein Geheuze; der gehetzte Bourgeois möchte ich eigentlich nicht sein.» – «In vier Wochen oder so wirst du 50.» – «Ja.» – «Und?» – «Ich bin nicht so Geburtstagsfetischist. Es kommen eher Erinnerungen hoch, wie es war, als die Eltern 50 wurden oder eventuell die Grosseltern. Wo ich denke: So bin ich doch nicht. Das ist, glaub, die Illusion meiner Generation.» – «Machst du nicht 50 Tage Ferien oder den Pilgerweg nach Santiago de Compostela oder so?» – «Nein, es wird *gschaffet*.» – «Bist du zufrieden, mit 50?» – «Rückblicke, finde ich, sind eminent schwierig, man weiss ja nicht so gut über sich selber Bescheid. Und die Erinnerung täuscht. Ich bin zufrieden mit der Situation, die ich jetzt habe.»

«In Porträts über dich kommt immer «beliebt» vor, «der beliebte Mike Müller» ...» – ««Beleibt», ich liefere den Kalauer.» – «... wie wird man beliebt?» – «Das ist eine Zuschreibung von aussen, die mich nicht sehr kümmern kann. Aussenwirkung passiert in meinem Beruf, es ist eine miese, durchkalkulierte Absicht. Die Definition unseres Geschäfts.» – «Du bist also kalkuliert beliebt?» – «Nein, die Aussenwirkung [ist kalkuliert]. Ich bin angewiesen auf Regisseure, Dramaturgen, die ein Geflecht entstehen lassen, in dem irgendwas möglich ist. Komik hat viel mit Technik zu tun. Und natürlich gibt's Grenzen, über die man nicht geht, weil man nicht zu billig werden will, zum Beispiel, dass man sich nicht mehr an den Sack *längt* auf der Bühne.» – «Hast du vor ungefähr 28 Jahren geplant, als beliebt wahrgenommen zu werden?» – «Das ist eine andere Frage – du entscheidest dich zu einem Zeitpunkt für diesen Beruf, wo du nicht weisst, wohin das führt.» – «Mich hat mal ein Fernsehchef angerufen und gesagt, er brauche einen *Schafseckel* für eine Casting-Show-Jury, nur zum Sagen.» – «Als Schauspieler oder Komiker am Sonntagabend, *late night*, bist du bei den Leuten zu Hause, ich bin ja nicht in einer Figur ... Wenn du dort anfängst zu manipulieren, zum Ein-Beliebter-Sein oder Ein-Böser-Sein, funktioniert das leider nur sehr begrenzt.»

«Du hast Erfolg in der Schweiz, bist der grosse Fisch im kleinen Teich – wäre der kleine Fisch im grossen Teich besser?» – «Ich hab nicht gedacht: «Ich muss es schaffen in Berlin!»; bei mir war alles ein wenig schleichend, hat viel mit Zufällen zu tun, nicht so mit strategischer Planung. Das kann man als Feigheit sehen, oder? Ich bin dort eine pragmatische Schlampe.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Wahnsinnig schwierige Frage. Lieblingsrestaurants wechseln, ich habe den Hang zur Masslosigkeit, dann gehe ich zu oft in ein Restaurant. Im Augenblick esse ich oft hier.»  
Restaurant «Markthalle», im Viadukt, Limmatstrasse 231, Zürich, Telefon 044 201 00 60.

TRAUM | EWIGKEIT



125  
Jahre

**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | [bucherer.com](http://bucherer.com)